



WOJ 2/25

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus
Deutsch-osteuropäisches Forum

West-Ost-
Journal

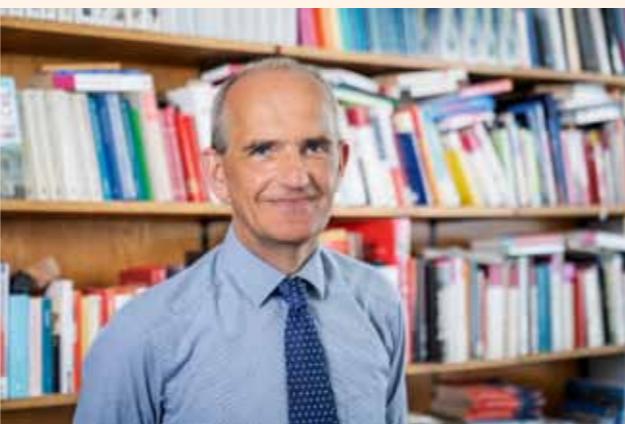


Liebe Leserinnen und Leser,

Mit unserem zweiten West-Ost-Journal des Jahres 2025 halten wir Rückblick auf ein arbeitsreiches Jahr. Wir hatten uns einiges vorgenommen und wir haben manches geschafft. Eine Auswahl davon findet sich davon auf den folgenden Seiten.

Zufriedenheit sollte sich einstellen, könnte sich einstellen – indes fällt mein Blick auf Notizen, die ich mir vorletztes Jahr für 2025 angelegt habe. Und ich stelle ernüchtert fest: Ich hatte mir noch mehr vorgenommen. Das mag, so könnte die Selbstberuhigung lauten, von vornherein ein wenig vermesen gewesen sein. Nicht zu schaffen, von Anfang an. Also sei's drum.

Aber ich möchte dieses Jahr doch nicht zu Ende gehen lassen ohne die letzte Gelegenheit zu nutzen, immerhin zwei Versäumnisse nicht einfach hinzunehmen. Das erste: Am 02. September war, eigentlich unbedingt, an den 60. Todestag von Johannes Bobrowski zu erinnern. Bobrowski, der 1917 im ostpreußischen Tilsit geboren wurde, starb an jenem Septembertag 1965 im Alter von nur 48 Jahren. Er gehörte dem gleichen Geburtsjahrgang an wie Heinrich Böll (1917–1985) ... auch herrje, noch ein unverzeihlicherweise versäumter Gedenktermin, vor 40 Jahren am 16. Juli ...), ein Jahrgang mit einer besonderen Last, nämlich der Ungnade der frühen Geburt. 1937 wurde Bobrowski, genau wie Böll, als Wehrpflichtiger in Hitlers Armee einberufen, sie wären nach Ableistung der damaligen Grundwehrdienstdauer 1939 wieder entlassen worden. Aber der von Anfang an geplante Krieg wurde begonnen und so blieben beide, eingesetzt an diversen Fronten, nicht zuletzt im Osten, in der stets ungeliebten Uniform bis zum Kriegsende 1945. In diesem Jahr hatte Böll mehr Glück, denn er wurde schon im September 1945 aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft entlassen. Für Bobrowski schlossen sich indes vier harte Jahre in sowjetischer Gefangenschaft an. Er kehrte erst 1949 als inzwischen fast 32-jähriger zurück, freilich nicht in die verlorene, unverwandt geliebte ostpreußische Heimat, sondern ins geteilte Berlin, genauer in dessen östlichen Teil. In den wenigen Jahren, die ihm blieben, schuf



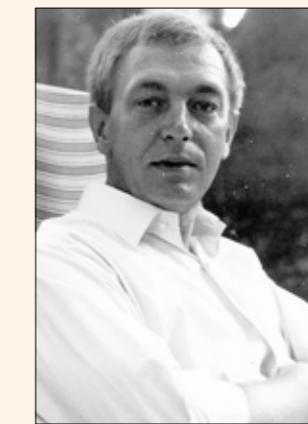
Bobrowski – neben seiner Arbeit als Verlagslektor – ein Werk, das ihn in die erste Reihe deutschsprachiger Dichter des 20. Jahrhunderts brachte. Dies von nicht wenigen beargwöhnt in beiden Teilen Deutschlands, von den einen, da er ja im kommunistischen Osten lebte und schrieb, von den anderen, weil er darauf beharrte im Gespräch mit den Kolleginnen und Kollegen im Westen zu bleiben, mit Heinrich Böll etwa. Zwei Romane, eher schmal beide, einige Erzählungen und Essays, drei Gedichtbände, alles in allem nicht allzu viele Seiten, aber man findet kein Ende damit. Besonders die Gedichte haben einen langen Atem und brauchen einen solchen. Und Bobrowskis Grundanliegen ist von frappierender Aktualität, denn er schrieb, wie er selbst formulierte, »um meinen deutschen Landsleuten etwas zu erzählen, was sie nicht wissen. Sie wissen nämlich nicht über ihre östlichen Nachbarn Bescheid. Bis heute nicht. Sie schätzen sie falsch ein; sie sehen sie nicht; sie kennen ihre Historie nicht ausreichend.« Diesen Satz sagte Bobrowski in einem Interview wenige Wochen vor seinem Tod, also vor 60 Jahren. Hand aufs Herz: Wer würde heute zu behaupten wagen, nein, das stimmt ganz und gar nicht?

Und da ist, unbedingt, zum zweiten auch noch mindestens zu erwähnen, dass Heinz Piontek (1925–2003) am 15. Novem-



Johannes Bobrowski

ber 100 Jahre alt geworden wäre. Piontek, der aus dem oberschlesischen Kreuzburg stammte, war wie Bobrowski durch das evangelische Christentum geprägt. Acht Jahre jünger als Bobrowski, blieb ihm dennoch der Kriegsdienst seit 1943 nicht erspart. Die Flucht mit ein paar Schicksalsgenossen im Mai 1945 durch den Böhmerwald, die sie mit Glück nicht in die Hände tschechischer Partisanen fallen ließ, sondern in eine bald wieder beendete amerikanische Kriegsgefangenschaft führte, hat Piontek mit großer Intensität in einem seiner beiden großen autobiographischen Bände geschildert, der den bezeichnenden Titel »Die Stunde der Überlebenden« (1989) trägt. Vorausgegangen war schon »Zeit meines Lebens« (1984), ein persönlicher Rückblick auf seine Kindheit und Jugend bis 1944, der wohl für eine ganze Generation steht. Die ideologische Bedrängnis durch das NS-Regime, der Versuch jugendlicher Selbstbewahrung, gar nicht unmittelbar politisch motiviert, das ist wohl exemplarisch für jedenfalls nicht wenige damals. Auch die lange beibehaltene illusionäre Haltung, die nicht minder beispielhaft sein mag, verhehlt er nicht: Piontek beschreibt, wie er – nach einem überraschend zugeteilten Fronturlaub bei seiner Familie – am 2. Januar 1945 in Kreuzburg in einen Zug stieg, um zu seiner Einheit zurückzukehren, ohne ernsthafte Befürchtungen, dass die Rote Armee dorthin vordringen könnte. Die dann tatsächlich die Stadt keine drei Wochen später besetzte. Piontek fand in Bayern eine neue Heimat und schrittweise seine schriftstellerische Berufung, die – wie bei Johannes Bobrowski – Niederschlag in Lyrik und Prosa fand. Bobrowskis Feststellung bezüglich der östlichen Nachbarn der Deutschen, hätte er gewiss unterschrieben. Piontek war sein



Heinz Piontek

Leben lang um die Aussöhnung mit unseren polnischen Nachbarn bemüht.

Und Piontek blieb stets auch ein Bibelleser. Das Markus-Evangelium hat er auf eindrucksvolle Weise in seiner eigenen, der Gegenwart verpflichteten Sprache nacherzählt. Auch mit dem Buch der Psalmen im Alten Testamente hat er sich intensiv befasst. In

einem Aufsatz dazu heißt es: »Unsere Zeit hat das Loben verlernt. Warum meinen wir, mehr Grund zu Skepsis und Kritik zu haben als die Psalmendichter? Sind die Prüfungen etwa härter, die Leiden furchtbarer geworden? Wie Klagen und Hilferufe sind auch Lobgesänge Versuche, dem wahren Leben so nahe wie möglich zu kommen. Dank und Zustimmung behaupten nicht auf rationale Weise, dass Mensch und Welt im Lot seien, sie sind der Ausdruck der Zuversicht, dass es so ist. Sie stammen aus Momenten, wo Sinn nicht mehr gesucht wird, sondern wo ohne eigene Leistung Einklang entsteht. Für ‚ohne eigene Leistung‘ setzt der Psalmist das Wort ‚Gnade‘ ein. Wer von ihr auch nur gestreift wird, spürt, wie seine Widerstandskraft wächst. Er wird es mit neuen Verhängnissen wieder aufnehmen.« Mit Johannes Bobrowski und Heinz Piontek, bei denen man noch immer viel lernen kann, wollen wir es aufnehmen mit dem neuen Jahr 2026.

Mit allen guten Wünschen

Ihr

Ulrich Heile

WOJ 2/25



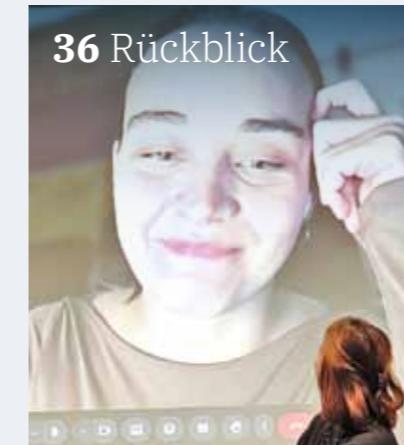
6 Lager Unna-Massen



8 Heimkehrer



14 Die Farbe des Widerstandes



36 Rückblick



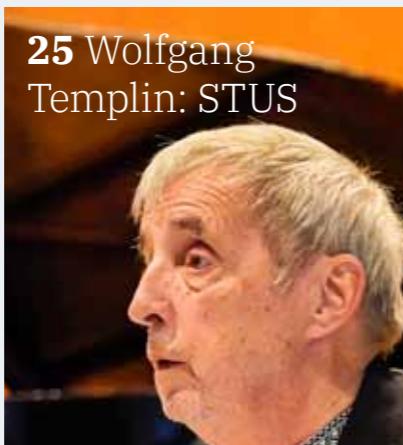
52 Ansprache zum Tag der Heimat



57 »Unser Dialog«



18 Julia Finkernagel



25 Wolfgang Templin: STUS



30 Bibliothek



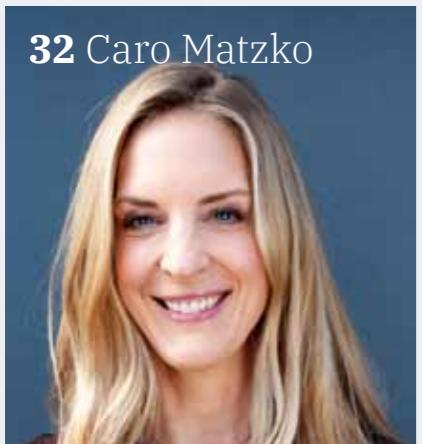
60 »Elche steh'n und lauschen«



64 Franz Marszalek



72 Nachruf Hans-Günther Parplies



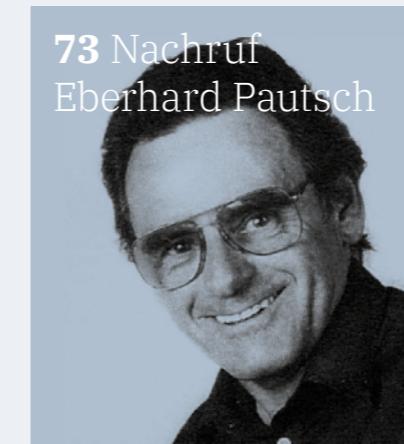
32 Caro Matzko



33 GHH und GCJZ



34 Crashkurs Ukraine



73 Nachruf Eberhard Pautsch



74 Impressum



75 Abonnement



Kinderfest im Kindergarten des Lagers, 1955

Ankunft von Flüchtlingen, 1953



Bilder: Archiv Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus

Die »Wohnecke« in einem Raum (...). Der kleine Ofen hat für den gesamten Koch- und Heizbedarf von 26 Menschen auszureichen.

Die Heimkehr der Zehntausend – Erinnerung an Hoffnung und Neubeginn

von ILONA GONSIOR

Als im Oktober 1955 die ersten Züge mit deutschen Kriegsgefangenen das Grenzdurchgangslager Friedland erreichten, erfüllte ein mächtiger Choral das Gelände: »Nun danket alle Gott. Von Tausenden Stimmen getragen, wurde er zum Sinnbild für Hoffnung und Neubeginn.

In Oktober 2025 jährt sich dieses bewegende Kapitel deutscher Nachkriegsgeschichte zum 70. Mal: die Heimkehr der letzten zehntausend deutschen Kriegsgefangenen aus sowjetischer Haft. Vorausgegangen war ein diplomatischer Kraftakt. Bundeskanzler Konrad Adenauer rang während seines historischen Besuchs in Moskau im September 1955 dem sowjetischen Staatschef Nikita Chruschtschow das Verspre-



Einweisung in eines der Häuser



Ankunft von Flüchtlingen, 1955



Bilder: Archiv Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus



Schulalltag in der Gerhart-Hauptmann-Schule des Lagers, 1950er-Jahre

chen ab, die letzten Gefangenen freizulassen – im Gegenzug für die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Bonn und Moskau. Bis heute gilt diese Einigung als Adenauers größter außenpolitischer Erfolg.

Als die Züge am 7. Oktober 1955 in Friedland eintrafen, läuteten die Glocken. Angehörige warteten mit Tränen der Freude und oft auch der Trauer. Viele Heimkehrer fanden ein verändertes Land vor: Ihre Heimat in den deutschen Ostgebieten war verloren, Familien zerstreut oder nicht mehr existent. Für manche war der Platz in der Familie inzwischen von anderen eingenommen worden. Die seelischen und körperlichen Narben der langen Gefangenschaft blieben,

oft unverstanden von einer Gesellschaft, die bereits in den Wiederaufbau aufgebrochen war.

In Teil der Spätheimkehrer fand in den letzten Wochen des Jahres 1955 vorläufige Unterkunft im Lager Unna-Massen, einem Ort, der nach dem Krieg zur zentralen Anlaufstelle für Heimatvertriebene, Flüchtlinge und Kriegsheimkehrer wurde. In den folgenden Jahrzehnten begannen hier über 2,5 Millionen Menschen ihren Weg in ein neues Leben in Deutschland: Aussiedler aus Mittel- und Osteuropa, Übersiedler aus der DDR, jüdische Zuwanderer und Bürgerkriegsflüchtlinge. Das Lager wurde so zu einem Ort der Ankunft, der Hoffnung und des demokratischen Aufbruchs.

Ein Ostvertriebener Heimkehrer 1946



Vor wenigen Monaten stießen wir in unserem Kellerarchiv auf ein vergilbtes Heft mit dem Titel »10 Jahre Hauptdurchgangslager Siegen – Massen. Helfen und dienen. 1945–1955«.

Es enthält ein Zeitzeugnis aus jenen Tagen: die Geschichte eines Heimkehrers, erlebt und berichtet von Angehörigen der damaligen Lagerbelegschaft. Dieses Dokument erzählt eindringlich vom Schicksal eines Einzelnen – stellvertretend für viele, die in einem der zentralen Auffanglager jener Zeit eine erste Bleibe, ein Stück Geborgenheit und den schweren Anfang eines neuen Lebens fanden.

Heimkehrer¹

Bild: Archiv Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus

Warmer Sommersonnenschein blinkt glitzernd auf Eisenbahnschienen. Ein D-Zug donnert über Weichen, seine Fahrt wird langsamer, ein Bahnhof nimmt ihn auf.
»Siegen! Siegen!« ruft der Beamte auf dem Bahnsteig. In den Gängen drängt man zum Ausgang, Türen schlagen, Füße trappeln, man hastet und schiebt. Alle scheinen es eilig zu haben. Nur der Mann mit dem schäbigen Infanteristenrock, der dünnen, ehemals grauen Hose und den abgetretenen Holzschuhen hat es offenbar nicht eilig. Er rückt das schmiergele olivgraue Russenschiffchen auf dem kahlgeschorenen Schädel zurecht, greift nach seinem Pappkarton und klemmt den Beutel unter den Arm. Eigentlich ist der Beutel ein Fußlappen, aber er enthält die wichtigsten Gegenstände: den Napf und den Löffel, außerdem ein Stück trockenes Brot. Er hat es von einem Mitreisenden, der selbst trocken kaute, eben erst bekommen. Eßbares lebt sonst nicht lange bei ihm. Am Gürtel, mit Draht festgehakt, hängt eine Blechbüchse; seit vielen Monaten ist sie ihm ein unentbehrlicher Begleiter. Der Gürtel ist auch nur ein Stück von einem Draht, dessen umgebogene Enden als Verschluß dienen.

¹ **Anmerkung der Redaktion:** Der Text gibt die Originalfassung wieder. Ausdruck und Orthografie wurden unverändert übernommen.

Nun steht er auf dem leerer werdenden Bahnhof. Am Zug Menschen, die Abschied nehmen. Man fühlt, sie haben sich noch unendlich viel sagen wollen, nun wissen sie kaum ein Wort, oder nur nichtssagende. So ist es fast immer. Seine Schritte klappern über die Steine. Man sieht nach ihm hin, er merkt es nicht, es würde ihn auch nicht kümmern. Der Bahnhof ist eine Ruine, notdürftig wieder hergerichtet. Natürlich Ruinen! Überall Ruinen – außen und innen – die Häuser und die Menschen. Wohin nun? Im Durchgangslager Siegen soll er sich melden, der heimgekehrte Heimatlose. Trotz aller Apathie steigt ein bitteres Gefühl in ihm hoch. Lager! Lager, immer wieder Lager! Immer irgendwie eingesperrt, immer DDT-Puder in die Hauptöffnungen der Lumpen; fuhr ohnehin zur Hälfte aus den anderen Luflöchern wieder heraus, das Stinkzeug! Und doch, war es nicht irgendwie wohltuend, besser als diese verdamten Läuse, die anhänglichsten Kreaturen auf dieser Welt. Nun also Siegen! »Erst siegen – dann reisen!« hatte früher auf den Loks gestanden. Naja, die anderen hatten gesiegt und man war dann gereist. Viele hundert Kilometer nach Osten, gratis und franko in vergitterten Viehwaggons, quer durch Europa.

Sein Blick fällt auf ein schmales Schild mit einem roten Kreuz, das macht ihn wach. Da ist so eine Oase der Menschlichkeit. Man kann die warme Suppe schon auf der Zunge schmecken. Wenige Minuten später tritt er durch die Barackentür. Der Junisonnenschein bleibt draußen, aber hier spürt man die Wärme des Geborgenseins. Es bedarf nicht vieler Worte, kein aufdringliches Mitleid, selbstverständliche, freundliche Fürsorge. Nach zwei tiefen Schüsseln

Offiziere der britischen Militärregierung lassen sich von Vertriebenen und Ostheimkehrern Bericht erstatten



Bild: Archiv Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus

mit dicker Suppe und einem dankbaren, irgendwie frohen Gefühl macht er sich auf zum Wellersberg, einem der sieben Berge, welche die Stadt umgeben. Dort soll das Lager in einer Kaserne sein.

Die Sonne steht schon tief, als er das Tor passiert. Der steile Weg herauf war nicht leicht. Jemand hat ihm geholfen, seinen armseligen Karton zu tragen. In der Anmeldung – natürlich – Puder in rauen Mengen, davon haben sie anscheinend überall genug. Aber dann geht es schnell. »Dokument ist!« Das war schon bei den Russen manchmal etwas wert, auch wenn sie es nicht lesen konnten. Aber hier ist noch etwas Neues. Ein Herzen röhrendes »Sesam-öffne-dich!« Die noch stehenden gewaltigen Blocks der Kaserne sind zwar beschädigt, überall Improvisation, Trümmer – aber dazwischen Menschen, die über ihre Pflicht hinaus dem Strandgut des totalen Zusammenbruchs, den menschlichen Wracks, einen Halt bieten wollen mit ihrer Hilfe.

So empfindet es der Heimkehrer, der nicht weiß, wohin er heimkehren soll. Er bekommt Decken, und in einem der Räume mit den dreistockig übereinandergestellten Betten ist ein Strohsack der seine. In der Küche bekommt er noch dicke Nudeln. Sie sind süß. Zwar hat er keinen Hunger mehr, aber er ißt. Essen kann man immer, muß man immer – weiß man denn, wann es wieder etwas gibt? Kann man überhaupt zuviel haben? Man kann. Der Bauch schmerzt. Die gutmütige Küchenfrau lacht, als er trotzdem bittet, den Rest mitnehmen zu dürfen. Menschen wie er kennen kein Maß mehr, sie füttern sich kaputt, wenn sie die Gelegenheit dazu haben.

Am nächsten Morgen geht er wie alle Neuangekommenen zum Lagerarzt. Das Revier ist im Block A untergebracht. Wenn man satt ist, fühlt man sich fast kräftig, jedoch: »Der Geist ist willig, aber die Beine sind bammelig.« Der Arzt hört ab, betrachtet sich das Jammergerüst, stößt mit einem Ruck die Luft durch die Nase – und die Übersiedlung in das Revier steht fest. Der Mann soll sich bei Schwester Christa zur Annahme melden.

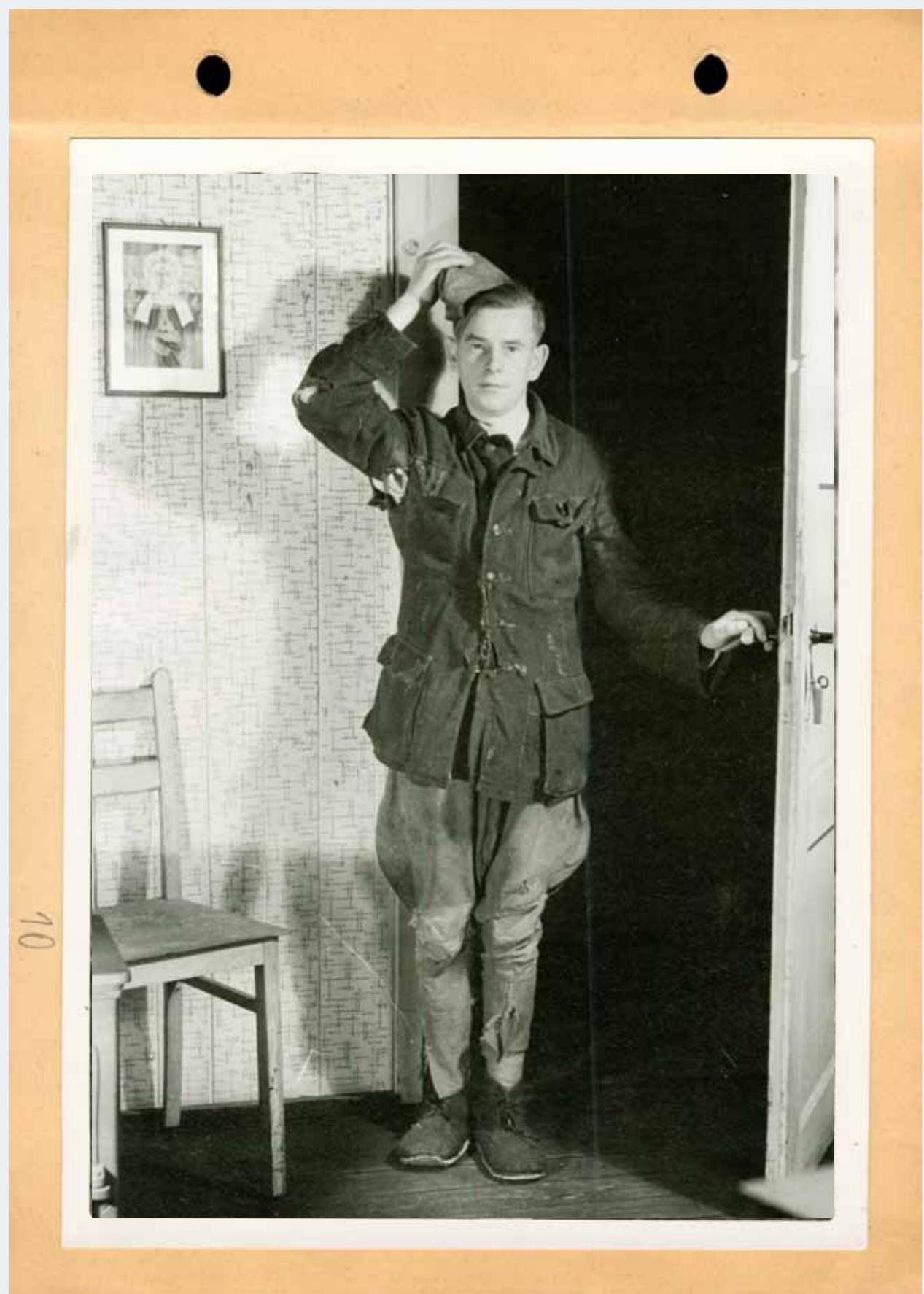
Baden in einer richtigen Wanne, ein Bett mit weißen Laken! So konnte das Paradies sein. Was tut es, daß das Laken mehrfach geflickt und verdächtig dünn an manchen Stellen, und daß das Kopfkissen verwaschen rosa ist. Sicher gespendete Wäsche, die schon ein Jahrzehnt vorher ihren Zweck erfüllt zu haben scheint. Schwester Christa ist freundlich, sie spricht sehr schnell. Man muß gut aufpassen, aber man gewöhnt sich daran. Alle sind freundlich. Im Krankenzimmer liegen noch andere Heimkehrer, jeder trägt an seinem eigenen Schicksal. Im Augenblick sind alle froh, man ist geborgen, man wird wieder Mensch. Die Schwester

sagt: »Herr Merten.« Er ist keine Nummer mehr. Wie merkwürdig ist doch das Leben. Eine kleine Reihe von Wochen ist es her, daß er, in der Nähe von Slawiansk, in einem Gefangenenzlazarett lag. Sie lagen zu zweit in einem Bett, jeder die Füße des andern neben seinem Kopf. Geschwüre, die nicht heilen wollten, bedeckten seinen Körper. Eine Kommission kam, suchte die Kränksten, Unterernährtesten aus. Er war dabei. Aber am Tag bevor der Abtransport begann, trat eine leichte Besserung in seinem Zustand ein. Er blieb zurück, allein in dem Saal mit einem Ungarn. Und wieder ging es in ein Arbeitslager. Aber nicht für lange – die ausgemergelten Körper der ganzen Brigade machten nicht mehr mit, alle Flüche und Schläge der Bewacher halfen nichts mehr. Wieder ins Revier, wieder Kommissionen, Untersuchungen, Prüfung des Verfalls.

Die Dystrophiker wurden verladen, auch er. Wohin ging es? Weiter nach dem Osten? Zurück in den Westen? Sie fieberten vor Unsicherheit. Aber es ging nach Westen! Und eines Morgens, die Sonne ging gerade auf, rollte der Zug mit den Viehwaggons voller Kranker über die Oder. Frankfurt! Menschen drängten an den Heimkehrerzug, riefen Namen, fragten... Man trieb sie zurück. Der Transportzug fuhr weiter. Stationen, Lager und immer wieder Lager. Die Menschen wurden ausgeladen – Begrüßungsreden, Entlausung, Verpflegung. Und wieder hinein in die Waggons – weiter. Der Zug wurde kleiner, aber er, Merten, fuhr weiter. Schließlich kam er nach Ulm. Hier wurde die ärztliche Untersuchung sehr genau und gewissenhaft durchgeführt. Es dauerte ein paar Tage, so war Zeit zum Spazierengehen in der Stadt. Ein seltsames Gefühl, so allein, ohne Posten! Man muß sehr langsam gehen, um zu genießen, daß keiner antreibt. Man kann stehen bleiben, wenn man will. Vielleicht muß man gefangen gewesen sein, um die Freiheit schätzen zu lernen, aber man weiß nicht gleich etwas mit ihr anzufangen. Ein kleiner Bengel kam gelaufen und drückte ihm einen Groschen und eine Brotmarke in die Hand. »Nimm, Soldat, du hast sicher Hunger.« Ohne Antwort abzuwarten war er davon. Eine Nonne holte ihn von der Straße in eine Krankenhausküche. Niemand machte viele Worte.

Nach vier Tagen konnte er wieder reisen. Aber in dem Ort, der sein neues Zuhause werden sollte, behielt man ihn nicht so ohne weiteres. Er mußte zum Landratsamt nach Bühl. Dort wollte man ihm helfen – aber man konnte nicht. Gemäß den Bestimmungen des Runderlasses Nr. U 370 wurde er zur weiteren Veranlassung in das Landeshauptdurchgangslager nach Offenburg verwiesen. Nun also Offenburg. Man wollte ihm helfen – aber man konnte nicht. In der französischen Zone durfte niemand bleiben, der an einem bestimmten Stichtag in Schlesien wohnhaft gewesen war. Diese Menschen gehörten in die britische Zone.

Heimkehrer



Da war er denn im D-Zug auf Kosten der Obrigkeit nach Siegen gefahren. Immer ein Wanderer...

»Herr Merten!«

Er schreckt aus seinen Träumen auf. Immer, wenn man ihn unvermittelt anspricht, ist es, als kehrte er aus einem Niemandsland in die Gegenwart zurück. Aber es ärgert ihn, angesprochen zu werden, er will allein sein mit den Bildern, die wie ein nicht endendes Band durch sein Inneres ziehen. Seit er vor nun 14 Tagen in diesem Bett zur Ruhe gekommen und die erste Welle von glücklicher Dankbarkeit abgeklungen ist, hat er keinen Funken Kraft mehr. Er ist völlig ausgeöhlt und hat nur noch den Wunsch, in Ruhe gelassen zu werden – er hat keine Lust mehr, sich mit dieser verdamten Welt herumzuschlagen – er will nicht an die Zukunft denken, ohnehin wird nicht viel Gutes für ihn herauspringen. Er will nur daliegen und hin und wieder essen, am liebsten so oft und so viel es geht. Statt der Eingeweide scheint er immer noch ein großes Loch in seinem Bauch zu haben. Gewiß ist er bereits etwas dicker geworden, aber es bedeutet nicht viel, sein Körper ist voll Wasser.

»Herr Merten, nun machen Sie aber gefälligst richtig die Augen auf und hören Sie, was ich Ihnen sage«, Schwester Christa steht vor ihm. »Sie könnten versuchen, einmal aufzustehen. Herr Doktor sagt, daß Sie nicht richtig zu Kräften kommen können, wenn Sie immer nur so apathisch daliegen. Gehen Sie herum und sehen Sie sich das Lager an, und wenn Sie sich etwas an unseren Betrieb gewöhnt haben, könnten Sie in die Küche gehen und den Frauen dort ein wenig helfen, die wissen bei der vielen Arbeit nie, wie sie fertig werden sollen. Da gibt es auch mal einen Schlag Suppe extra.« Merten hebt langsam die Beine aus dem Bett, Schwester Christa lacht: »Der Mann braucht nur etwas von Küche und Essen zu hören, dann wird er wach und munter.«

Er hilft in der Küche, macht kleine Handreichungen hier und da, aber er kann den Treuen manchen Gang abnehmen. Und langsam nehmen seine Kräfte zu. Alle stecken ihm an Eßbarem zu, was sie nur irgendwie verant-

worten können. Die großen Kannen, aus denen die Suppe für die Flüchtlinge geschöpft wird, werden nicht eher gespült, bis Merten nicht die letzten und allerletzten Reste ausgekratzt hat. Die Frauen lachen und halten sich die Ohren zu, wenn sein Löffel quietschend über das Metall schabt, aber sie lassen ihn gewähren.

Sommer und Herbst vergehen, der Winter kommt. Merten ist noch immer da. Er ist ziemlich gesund geworden, und er hat nun weder mehr noch weniger Kraft als ein Mann in dieser mageren Zeit haben kann. Sein Hunger ist nicht mehr größer als der der meisten anderen auch, er kratzt nicht mehr die Kannen aus. Aus dem Patienten ist ein Helfer geworden. Im Revier, in den Unterkünften, in der Küche – überall ist er zu gebrauchen, denn er ist geschickt und erforderlich und versteht aus den spärlichsten Grundstoffen etwas Brauchbares zu machen. Nun, da der Winter da ist, ist die Beheizung wieder das große Problem des Lagers. Die Zentralheizung funktioniert nicht, es ist auch nicht genug Brennmaterial vorhanden, um sie in Gang zu bringen, wenn sie intakt wäre. Es müssen Öfen aufgestellt werden, dort wo sie am wichtigsten sind. Die Rohre werden durch die Fenster geleitet, weil keine Kamine vorhanden sind. Schon im vorigen Winter hat man es so gemacht, aber es gab viel zu wenige Öfen. Nun aber ist eine Ladung Kanonenöfchen von Siegen heraufgekommen. Das Simpelste, was es gibt, aber jedes dieser kleinen runden Dinger verspricht Wärme und Wohligkeit. Alle freuen sich im Lager über diese Sendung und machen sich sofort an's Aufstellen.

Merten hockt in einem Krankenzimmer und bastelt an einem Ofenknie herum. Das Material ist schlecht und unzureichend. Er flucht leise vor sich hin. In den Betten liegen Heimkehrer, sie sehen ihm interessiert zu und geben hin und wieder ihre Ratschläge. Für sie scheint dieser Ofen der Mittelpunkt der Welt zu sein, das Wichtigste, was es geben kann. Vergangenheit und Zukunft sind in diesem Augenblick ganz unwesentlich, nur auf die Gegenwart kommt es an – und die Gegenwart braucht Wärme. ■

Empfehlung aus unserer Bibliothek



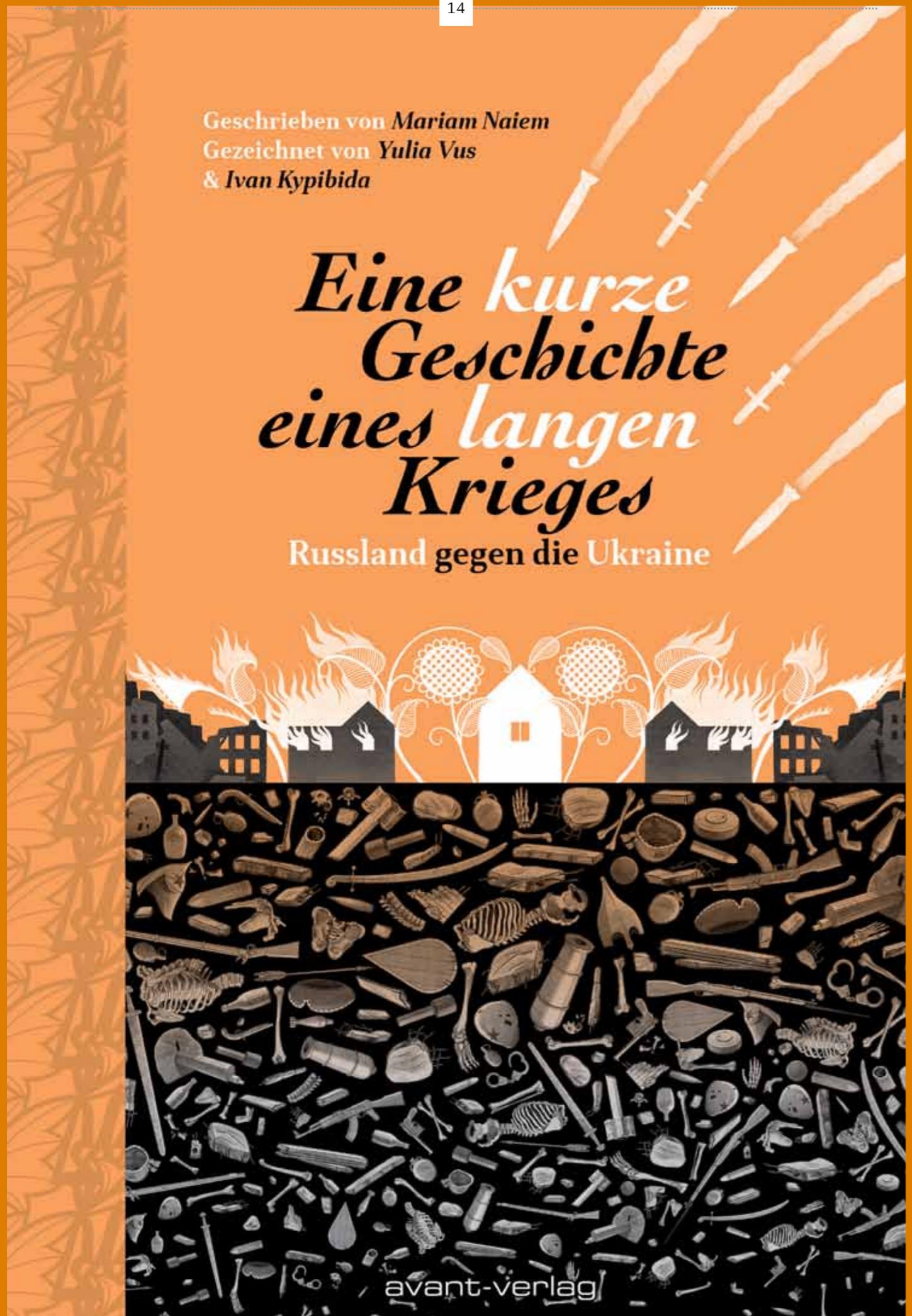
Annette Kaminsky
(Hrsg.)
Heimkehr 1948.
Geschichte und
Schicksale deutscher
Kriegsgefangener
C.H. Beck, 1998



Sascha Schießl
»Das Tor zur Freiheit«.
Kriegsfolgen, Erinnerungspolitik und
humanitärer Anspruch
im Lager Friedland
(1945–1970)
Wallstein Verlag, 2016



Arno Surminski
Von den Wäldern.
Roman einer Heimkehr
Ellert & Richter Verlag,
2024



Orange – die Farbe des Widerstandes.

»Eine kurze Geschichte eines langen Krieges. Russland gegen die Ukraine« – eine Rezension und Einordnung

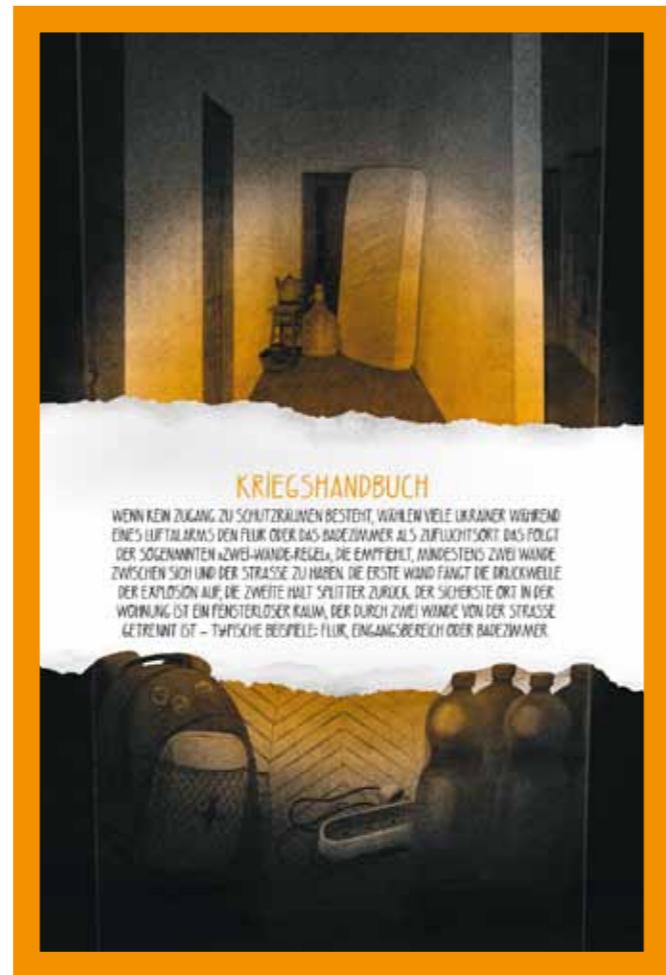
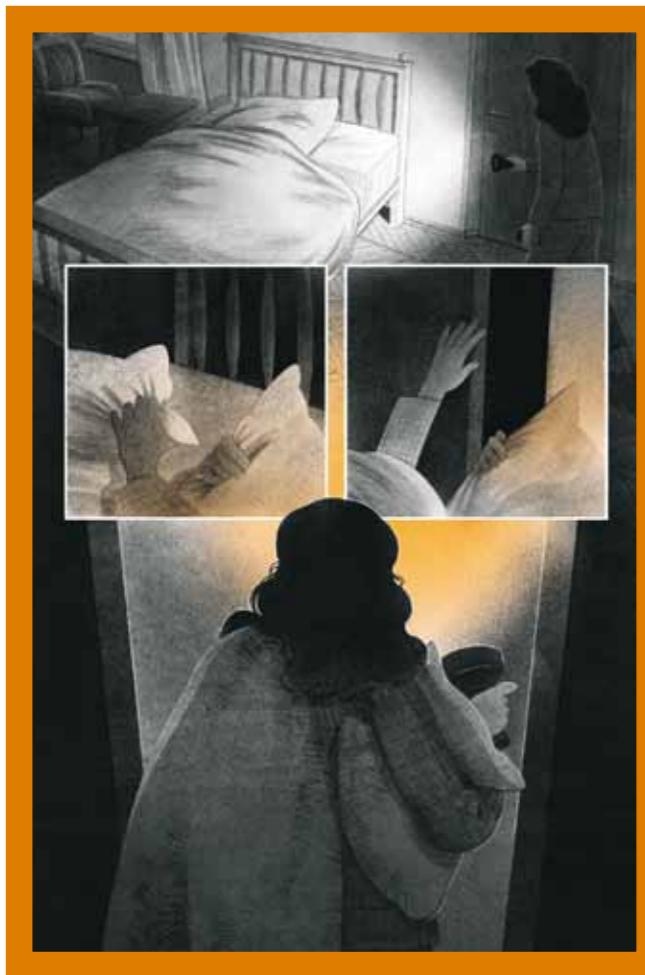
von JANNEKE EGGERT

»Eine kurze Geschichte eines langen Krieges. Russland gegen die Ukraine« ist ein ca. 100 Seiten langer Comic aus dem avant-verlag. Geschrieben wurde er von der Journalistin und Historikerin Mariam Naiem, die Zeichnungen sind ein gemeinsames Werk von den Illustratorinnen und Comickünstlern Yulia Vus und Ivan Kypibida. Alle drei stammen, und das ist wichtig für den Comic, aus der Ukraine. Erschienen ist der Comic dieses Jahr zunächst auf Ukrainisch und wurde dann im Oktober, in einer Übersetzung von Daria Velychko, in Deutschland publiziert. Ich habe für diesen Artikel, zusätzlich zum Comic, Interviews mit den Beteiligten gelesen, die der avant-verlag in seiner Pressemappe zur Verfügung stellt. Auf Instagram bezeichnet der Verlag »Eine kurze Geschichte eines langen Krieges« auch als Graphic Novel, auf der Website schreibt er über ihn als Comic. Die Begriffe sind allerdings keine Synonyme und ich werde nur den Begriff Comic verwenden, um mich so an Erkenntnissen aus der Comicforschung bedienen zu können.

Zunächst kurz zum Medium Comic: der Comic ist – grob gesagt – eine Kombination aus sprachlichem Text und Bild. Sprachlicher Text, weil im Comic Sprache und Bild zusammen den Text bilden, also Sprache plus Bild gleich Text. Was vielleicht sperrig klingt, ist eigentlich ganz einfach: beim Rezipieren stellen die Lesenden Verbindungen zwischen Sprache und Bild her, weil die Bilder eben nicht nur Illustrationen sind und der sprachliche Text nicht die Bilder beschreibt. Diese Verbindungen entstehen auf ganz unterschiedlichen Ebenen. Sprachlicher Text und Bild gehen im Comic also

einander über und sind in einzelnen »Panels« angeordnet. Als Panel wird in der Comicforschung eine abgeschlossene Einheit, die sich innerhalb eines Panelrahmens, also eines Kästchens, befindet, bezeichnet. Das Medium eignet sich nicht nur für Kinder und Superheldengeschichten (so oft das Vorurteil), sondern tatsächlich auch hervorragend als Sachbuch, wie »Eine kurze Geschichte eines langen Krieges« zeigt. Warum? Der Comic verbindet die Stärken von sprachlichem Text und Bildern. Bilder werden schneller wahrgenommen, sind mehrdeutiger und haben ein stärkeres Potenzial Emotionen wachzurufen. Sprache hingegen eignet sich besonders gut zum Erzählen, dem Erklären von Sachverhalten, für Argumentationen und die Intention einer Aussage kann präziser ausgedrückt werden. Wie auch ein rein sprachlicher Text kann auch ein Comic verschiedene Textfunktionen haben: also z.B. zur Unterhaltung dienen, informieren (meist Sachbuch) und argumentativ wirken; alle drei Funktionen erfüllt »Eine kurze Geschichte eines langen Krieges«. Grundsätzlich funktioniert ein Comic in Teilen ähnlich wie ein Film. Die Lesenden füllen die Leerstellen zwischen den einzelnen Panels und machen aus den »Standbildern« mit Unterstützung des sprachlichen Textes im Kopf einen Film. Außerdem lassen sich filmische Mittel wie Close-ups, rein- und rauszoomen, Rückblenden etc. finden. Das als kurzer Abriss aus der linguistischen und Comicforschung.

»Eine kurze Geschichte eines langen Krieges. Russland gegen die Ukraine« erzählt die Geschichte der Ukraine und ihren Kampf mit Russland; Ausgangspunkt ist dabei der aktuelle Angriffsrieg. Die Lesenden begleiten die Protagonistin Vika während eines Luftalarms in den Luftschutzbunker, wo sie auf andere Ukrainerinnen und Ukrainer trifft. Im Rückblick werden Stationen der Historie erzählt, die für den heutigen »Konflikt« wichtig sind. Diese umfassen eine Zeitspanne von ca. 988 bis heute, wobei das Hauptaugenmerk auf den Schilderungen des Krieges ab 2014 liegt. Angesprochen werden in diesem Zusammenhang der Völkermord Holodomor und die Kyjiwer Rus, die Kosaken, der Maidan 2004 und die orangene Revolution, der Linguizid im 17. und 18. Jahrhundert, die »erschossene Renaissance«, die Revolution der Würde und der Euromaidan 2013, außerdem die Annexion der Krim sowie das folgende Referendum, die Bildung der soge-



Bilder: Verlag

nannten »Volksrepubliken« im Osten des Landes, die ATO, die Tragödie von Ilowajsk, die Verteidigung des Flughafens Donezk, die Minsker Abkommen und ihr Bruch, der Kriegsverlauf, seine Folgen für das Land und die Zivilbevölkerung und die Freiwilligenbewegung in der Ukraine. Alles (natürlich) sehr komplex. Wem diese Stichworte (teilweise) nichts sagen, der bekommt einen sehr kompakten Geschichtskurs; die Quellen können alle hinten im Comic nachgelesen werden. Außerdem wird die Handlung von praktischen Tipps aus dem Kriegshandbuch ergänzt, z.B. wie man eine Fensterscheibe sichert, damit die Splitter nicht so weit fliegen, wenn während eines Beschusses die Druckwelle eine Scheibe zerbricht. Gegen Ende kommen noch vier Ukrainerinnen und Ukrainer zu Wort: Autorin Mariam Naiem hat dafür Interviews mit Freunden und Bekannten geführt und sie zu ihren Erfahrungen mit dem Krieg befragt. Der Comic endet mit einem Interview, das Vika einem Fernsehteam gibt und in dem sie, gerichtet an die »Menschen im Ausland«, ein Fazit des Krieges zieht: »Ich möchte, dass die Leute wissen, dass dies kein Ein-Mann-Krieg ist. / Putin setzt damit lediglich die langjährige aggressive Politik Russlands fort, [...] / Selbst wenn wir siegen, wird es nicht alle unsere Menschen zurückbringen. [...] Aber wir

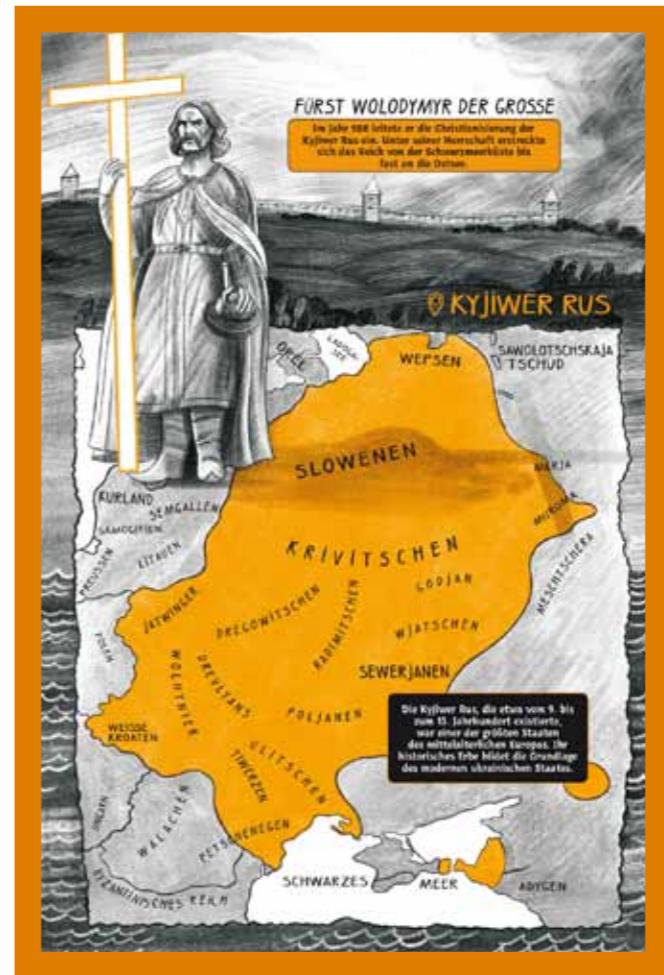
wollen glauben, dass die Gerechtigkeit sich durchsetzt.« Dies deckt sich mit der Aussage der Autorin Naiem im Interview: »Es ist eine Aufzeichnung unseres Kampfes, unseres fortwährenden Kampfes für Freiheit und eine Dokumentation der anhaltenden russischen Aggression. Ich möchte, dass die Leser*innen verstehen, dass das, was jetzt geschieht, kein Einzelfall ist – es ist Teil eines langen historischen Musters. Und vor allem sind es ukrainische Stimmen, die eine ukrainische Geschichte erzählen.« Beim Schreiben des Comics habe sie weniger an Ukrainerinnen und Ukrainer, sondern vielmehr an »Menschen aus dem Ausland« gedacht, daher musste sie auch die Historie der Ukraine erklären. Im Comic bekommt Vika anschließend eine Textnachricht auf dem Handy, dass der Luftalarm beendet ist und tritt mit den anderen Menschen aus dem Bunker auf die Straße.

Der Comic ist in Weiß, Grau, Schwarz und Orange gestaltet, letzteres ist u.a. ein Verweis auf die orangene Revolution, so auch Naiem im Interview. Eine Ausnahme bilden z.B. die Seiten, auf denen von der unmenschlichen Behandlung der Zivilbevölkerung durch die russische Besatzung gesprochen wird, diese sind komplett in schwarz-

weiß gehalten. Festnahmen, Folter, Zwangsmobilisierung, Propaganda, Kontrollen und Mangelversorgung werden so unterstrichen. Das letzte Panel des Comics schließlich, als Vika wieder auf der Straße steht, ist sehr hell, ein großer orangener Himmel scheint auch den Rest des Bildes in ein warmes Licht zu tauchen und drückt so auch im Bild die Hoffnung aus, dass der Krieg bald der Vergangenheit angehört. Gleichzeitig sehe ich in der Benutzung der Farbe Orange, speziell auch hier, einen generellen Bezug auf den Einsatz der Ukrainerinnen und Ukrainer für ihr Land, der aber eben auch in der Orangen Revolution deutlich wurde, als die Bevölkerung nach der versuchten Vergiftung des Präsidentschaftskandidaten Juschtschenko und einer manipulierten Wahl auf dem Maidan protestierte.

Durch ihren friedlichen Protest erreichten sie eine erneute Wahl, eine Änderung des außenpolitischen Kurses, wichtige kulturelle Veränderungen und die – laut Comic – »wichtigste Lektion [...]: Demokratie ist es wert, verteidigt zu werden.«

Der Comic arbeitet (auch) mit den oben angesprochenen Mitteln des Films inklusive unterschiedlicher Perspektiven auf das Geschehen sowie Rückblenden und wirkt dadurch, aus meiner Sicht, sehr zugänglich und an die Sehgewohnheiten von Menschen angepasst, die vielleicht seltener Comics lesen. Die Zeichnungen haben sich Yulia Vus und Ivan Kypibida aufgeteilt: Vus hat die Zeichnungen für den historischen Teil gemacht, Kypibida war für die Ereignisse ab dem 24. Februar 2022 zuständig; entwickelt haben sie aber alles gemeinsam. Ich finde, dass sich die Zeichenstile sehr gut zusammenfügen und empfinde die unterschiedlichen Stile für Rahmenerzählung, Historie, jüngere Geschichte und real existierende Personen als gute Orientierungshilfen, da hier auch mit unterschiedlichen Abstraktionsgraden, gerade was die Gesichter angeht, gearbeitet wird. Die Zeichnungen orientieren sich zudem, so Yulia Vus im Interview, an real existierenden Orten, Karten, Archivmaterial und Men-



schen – ein in Teilen großer Rechercheaufwand und in anderen Bereichen nah an der Lebensrealität der Menschen in der Ukraine heute.

Der Comic soll, da sind sich Lilia Omelianenko, Mitbegründerin des ukrainischen Verlages VYDAVNYTSTVO, Mariam Naiem, Yulia Vus und Ivan Kypibida einig, die ukrainische Perspektive auf den Krieg sowie das dahinterliegende historische Muster der russischen Aggression zeigen und damit ein Gegengewicht zur Berichterstattung von Nicht-Ukrainerinnen und -Ukrainern geben. Ein Problem sei in diesem Zusammenhang auch die fehlende »objektive Außenperspektive [...] – jeder hat seine eigene Sichtweise«, so Naiem. Ich stimme dem zu, gleichzeitig gewinnt der Comic damit neben der informierenden und der unterhaltenden, die er z. B. durch satirische Darstellungen Putins auch hat, ebenfalls eine argumentierende Komponente. Gerade die Beschäftigung mit letzterer sowie das Nachvollziehen der Argumentationsstruktur finde ich persönlich sehr spannend und kenne ich in anderer Form von den Comics von Liv Strömquist (große Empfehlung!). Ich habe die Lektüre von »Eine kurze Geschichte eines langen Krieges. Russland gegen die Ukraine« als sehr bereichernd empfunden und würde – kurz gesagt – den Comic auf jeden Fall weiterempfehlen. Meiner Meinung nach sind die Stärken des Comics hier gut genutzt worden und »Eine kurze Geschichte eines langen Krieges« hat mich motiviert, mich weiter mit der Geschichte der Ukraine und dem aktuellen Kriegsgeschehen zu beschäftigen; letzteres wird durch die Quellenliste am Ende des Comics erleichtert, die zudem für eine gewisse Transparenz sorgt. Mich würde sehr interessieren, wie beispielsweise eine Historikerin oder jemand aus der ukrainischen Community den Comic wahrnimmt, da ich diese Perspektiven leider nicht abdecken konnte. »Eine kurze Geschichte eines langen Krieges« ist in unserer Bibliothek der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus verfügbar und ich freue mich über E-Mails an eggert@g-h-h.de mit Leseindrücken. ■



Bildrechte: Julia Finkernagel

Julia Finkernagel hält sich im Sattel auf dem Lagonaki-Hochplateau

Ostwärts oder wie aus einer Rucksackreise eine zweite Karriere wurde

Ein Interview mit Filmemacherin und Buchautorin Julia Finkernagel

VON ILONA GONSIOR



Bild: Kirsten Nijhof

Eigentlich sollte es nur ein Sabbatjahr werden, eine Auszeit vom Bürojob am Flughafen. Doch dann kam Julia Finkernagel das Leben dazwischen: Die gebürtige Rheinländerin entdeckte auf Reisen ihre Leidenschaft fürs Erzählen. Ihre Reiseberichte landeten beim Mitteldeutschen Rundfunk, woraus eine zweite Karriere als Filmemacherin und Buchautorin resultierte. Für die Sendung »Ostwärts – mit dem Rucksack der Sonne entgegen« reiste die fröhliche Journalistin seither in die Länder Osteuropas, auf den Balkan, nach Russland oder an die Seidenstraße nach Zentralasien. Die so entstandene Reportagereihe strahlt vor unverstellter Herzlichkeit und erreichte schnell ein Millionenpublikum. Über die oft ungeplanten Begegnungen mit den Einheimischen vor Ort und über die Dreharbeiten hat Julia Finkernagel zudem zwei »Ostwärts«-Bücher geschrieben – beide wurden Spiegel-Bestseller. Nun ist ihr drittes Buch »Reisefieber« erschienen. Es ist Abenteuerbericht, Inspirationsquelle, Mutmacher und voller praktischer Tipps.

Als Julia Finkernagel zu Gast im Gerhart-Hauptmann-Haus war und von ihren Reisen erzählte, durfte ich sie persönlich kennenlernen. Diese Begegnung ist mir in lebhafter Erinnerung geblieben – umso mehr freue ich mich, sie für diese Ausgabe unseres West-Ost-Journals interviewen zu dürfen.



Bildrechte: Julia Finkernagel

Das Drehfahrzeug in Russland: ein Lada von 1984

Liebe Julia, was bedeutet »Reisefieber« für dich – und was treibt dich immer wieder hinaus in die Welt?

Reisefieber ist für mich diese prickelnde Mischung aus Vorfreude und Neugier, aber eben auch Ungewissheit. Grundsätzlich mag ich das Neue, das Andere. Es ist Balsam für die Seele – mit ein bisschen Kernseife. Die eigenen Gewohnheiten und Traditionen werden einem ja oft erst bewusst, wenn man auf Menschen trifft, die etwas anders machen. Dann findet man das vielleicht erstmal verstörend, mitunter auch komisch, aber irgendwann schmunzelt man über die eigene Spießigkeit und lässt sie sich wegwaschen. Die Gastfreundschaft in anderen Ländern, vor allem in Osteuropa, begeistert mich immer wieder. Bei solchen Gelegenheiten fällt mir auf, was für eine Umstandskrämerin ich sein kann, wenn Besuch kommt. Dabei ist es doch ehrlich gesagt wurscht, ob der Boden gewienert ist und das Essen sternekochwürdig. Reinspazieren, willkommen fühlen, mitessen! Das habe ich in Osteuropa gelernt.

In deinen Büchern spielen Reisen in den Osten eine zentrale Rolle. Was fasziniert dich

so sehr an Osteuropa und Zentralasien, dass du immer wieder dorthin zurückkehrst?

Da ich als Kind des Westens aufgewachsen bin, war alles jenseits der innerdeutschen Grenze lange Zeit für mich ein grauschauffiertes Gebiet. Mit dem ich mich nie beschäftigt hatte. Als ich dann – ja eher ungeplant – beim MDR anfing, lernte ich, dass in den dritten Programmen streng auf den Sendegebietsbezug geachtet wird. Daher wurden nur Ziele gewählt, an welche die MDR-Zuschauer emotional anknüpfen konnten. Meine erste Drehreise war die gleiche wie die erste Auslandsreise vieler Ostdeutscher, es ging »mit der Kraxe ans Schwarze Meer«. Je mehr östliche Ziele ich entdecken durfte, umso mehr fing ich Feuer und teilte meine Begeisterung mit allen, die es hören wollten (und einigen, die es nicht hören wollten). Ein paar Jahre später arbeitete ich parallel dazu auch als freie Filmautorin für den Hessischen Rundfunk. Dort gab es das wöchentliche Magazin »Service Reisen«, für das ich einige lange Reportagen machen durfte. Bei meinen ersten Themenvorschlägen erntete ich noch hochgezogene Augenbrauen. Polen, wirklich? Nachdem mein Film über Breslau aber überdurchschnittlich erfolgreich lief und die ganze Redaktion verzückt war, wurde ich trotz meines rudimentären Wissens zur inoffiziellen »Ostbeauftragten« von Service Reisen. Das hat sich gehalten, übrigens auch



Bildrechte: Julia Finkenagel

Mithelfen auf der estnischen Insel Kihnu

im Freundeskreis. Ich bin Anlaufstelle für alle, die noch Tipps für den Osten brauchen...

Welche Reise hat dich bisher am stärksten geprägt?

Da weiß ich gar nicht, wo ich anfangen soll. Die Dreharbeiten entlang der historischen Seidenstraße, für die wir sechs Wochen durch Kirgistan, Tadschikistan und Usbekistan reisen durften, ist mir besonders in Erinnerung. Dass mich ein Land gefangen nimmt, merke ich daran, dass mich ein großes Bedürfnis davon zu erzählen überkommt. Dann finde ich scheinbar mühelos (weitere) Filmthemen und Protagonisten, für die ich, wenn's gut läuft, mit der Kamera wieder kehre. In Estland war das so, dort durfte ich eine Jahreszeitenreportage auf der kleinen Insel Kihnu machen, aber auch in einem kleinen Dorfladen am Baikalsee, der nur über das Wasser oder im Winter übers Eis zu erreichen ist. Grundsätzlich begeistert mich ja fast jedes Land. Aber mein Herzensland ist sicherlich Georgien, wohin ich nach »Ostwärts« für zwei weitere Filme zurückgekehrt bin. Die Menschen dort sind wahnsinnig gastfreundlich. Dort ist es Tradition, dass man selbst seinen Feind wie einen König bewirkt. Georgien ist ein wahres Genussland. Ich liebe zum Beispiel die mit Knoblauch und Walnuss gefüllten und mit Granatapfelkernen garnierten Auberginenröllchen. Außerdem ist die Landschaft extrem abwechslungsreich: Auf einer Fläche von der Größe Bayerns gibt es mehr als 5000 Meter hohe Berge, Meeresstrände, Canyons und fruchtbare Ebenen, in denen Zitrusfrüchte wachsen. Ein kleines Paradies. Und wir haben noch nicht mal von der Musik und den polyphonen Gesängen gesprochen.

Gab es unterwegs Missgeschicke oder besondere Erlebnisse, die später zu Geschichten wurden?

Wo Menschen sind, passieren Missgeschicke – wo ich bin, schon erst recht! Das Prinzip von »Ostwärts« ist ja, nicht nur zeigen, was toll ist, sondern auch, was schiefläuft. Wenn wir bei Starkregen hinter einem Laster im Schlamm stecken bleiben, dann filmen wir das. Schließlich ist es immer spannender, wenn jemand von der größten Spinne erzählt, die ihm im Urlaub begegnet ist, als vom Sandstrand und der Wasseroberfläche. Ich möchte zeigen, wie das ganz normale Leben ist. Bei »Ostwärts« haben wir von Anfang an beschlossen, dass wir auch Pannen oder Fettnäpfchen miterzählen werden, weil man dadurch die Signatur eines Landes ganz gut kennenlernen kann. Haben sie Humor, ist da große Herzlichkeit, oder ist da etwas Bemühtes? Ich schäme mich übrigens schon lange nicht mehr, Dinge falsch zu machen, denn das jeweilige Fettnäpfchen könnte auch anderen passieren. Indem wir es im Film erzählen, kann man gefahrlos teilhaben, sich maximal ein bisschen fremdschämen, im besten Fall aber freundschaftlich amüsieren und das Missgeschick unter »nicht nachmachen« abspeichern. Ist mir lieber als die Leute zu belehren. Beim Fernsehen heißt es »if it's wrong, it's right for television«. Frei übersetzt: »Wenn es falsch läuft, läuft's im Fernsehen umso besser.« Insofern kann jedes kleine Erlebnis oder Missgeschick zur Geschichte werden.

Oft sind es die kleinen Begegnungen, bei denen mir das Herz aufgeht. Wenn ich mich sprachlich eigentlich so gar nicht verständigen kann, es aber mit Händen und Füßen, wildem Gestikulieren und vor allem Humor dann doch geht. In Georgien fuhr ich mit meinem Gastgeber Gia in einer uralten Gondel über ein Tal hinweg. Auf halber Strecke fing es an zu stürmen, und die Seilbahn blieb für längere Zeit stehen. Neben uns stand eine ältere Dame, die uns durch ihre Fröhlichkeit und Mimik zum Lachen brachte. Sie fragte, ob ich verheiratet sei, dann lud sie mich zu sich nach Hause ein, damit ich ihre vier Söhne kennenlernen. Vielleicht wäre da ja was dabei. Als wir später ausstiegen und uns verabschieden wollten, umarmte sie mich und drückte mir zwei schmatzende Küsschen auf die Wange. So etwas kann man nicht planen, aber von solchen Geschichten lebt »Ostwärts«. Aus solchen Momenten ziehe ich viel Freude und diese Art von Nähe berührt mich, weil das bei uns ja eher unüblich ist.

Wie viel Mut gehört zu deiner Art des Reisens?

Bei mir überwiegt fast immer die unbändige Vorfreude auf all das Neue. Natürlich erkundige ich mich vorab, wo es gefährlich werden könnte und erarbeite ein Notfallszenario. Da ich bei »Ostwärts« aber nicht alleine unterwegs bin, sondern meinen Kameramann und einen einheimischen Gastgeber an der Seite habe, belaufen sich meine Mutproben eher auf »halbrohe Ziegeninnereien

essen« oder »mit dem Pferd auf Hochgebirgstreck gehen« (ich kann nämlich nicht wirklich reiten – aber das bleibt bitte unter uns). Dennoch gibt es Länder, da nimmt man besser ein Satellitentelefon mit und speichert die Nummer der Botschaft im Handy (das musste ich schmerzlich lernen). Dort, wo der meiste Mut gefragt ist, ist natürlich auch die Belohnung am größten. Als wir in Tadschikistan wegen Überschwemmungen die Route ändern und durch den berüchtigten Wagan-Korridor fahren mussten, war uns schon etwas mulmig zumute. Aber es war auch so aufregend und faszinierend! Uns ist nicht aufgefallen, dass wir tagelang keinen Handyempfang hatten. Unsere Produzentin in Deutschland ist in der Zeit fast verrückt geworden und hatte bereits die Botschaft verständigt. Dort waren wir ebenfalls vom Radar gerutscht und wurden schon als entführt vermutet. Als wir wieder Empfang hatten, haben sich unsere Handys vor lauter Simsen gar nicht mehr beruhigt – die Leute von der Botschaft und die Kollegen daheim dagegen sehr.

Gab es Begegnungen auf deinen Reisen, die dich besonders bewegt haben oder deine Sicht auf ein Land oder eine Kultur verändert haben?

ch sag's ehrlich: Vor der Reise nach Russland hatte ich schon große Vorurteile. Als ich dann 2013 mit meinem russischen Gastgeber Mikhail und seinem uralten Lada die Küste von Sotschi hoch- und in den Hohen Kaukasus hineingefahren bin, habe ich den Großteil meiner Vorbehalte auf der Strecke gelassen. Wenn man erlebt, wie herzlich die meisten Menschen dort sind, merkt man auch, wie ungerecht es ist, die ganze Bevölkerung über einen Kamm zu scheren.

Im Kaukasus sind wir mit dem Lada auf einer Gebirgsstraße in 3000 Meter Höhe liegen geblieben. Wir dachten schon, das war's mit unserm Rückflug, als ein Auto mit drei jungen Leuten stoppte, die sofort einen befriedeten Mechaniker anriefen. Ihr Vorschlag: Lasst das Auto stehen, legt den Schlüssel unter den Reifen, morgen ist das repariert. Da kann man ja nichts anderes tun, als den Leuten zu vertrauen. Am nächsten Tag fuhr der Wagen wieder – und der Schrauber wollte nicht einmal Geld für seine Arbeit. Ich kann sagen: Auf all meinen Reisen habe ich wesentlich mehr gute und herzliche Menschen getroffen als Stinkstiefel.

Um nochmal kurz bei Russland zu bleiben: 2020 bin ich mit dem Russen Anatoly in verschiedenen Zügen der Transsibirischen Eisenbahn von Moskau bis zum Baikalsee gefahren, da ging es mir ähnlich: Herzliche Begegnungen mit Menschen, die in Bezug auf ihre politische Haltung sehr offenherzig waren, nur wenige Regierungsfans. Heute macht es mich traurig, wenn ich an Russland denke, beim Verfolgen der Nachrichten schlage ich seit fast vier Jahren die Hände über



Bildrechte: Julia Finkernagel

Georgien – Hochgebirgsregion Tuschetien mit George

dem Kopf zusammen. Gleichzeitig realisiere ich, wie dünn die westliche Nachrichtenlage zur Ukraine von 2014 bis 2022 war, denn da hatte Russland die Ukraine bereits angegriffen und die Krim annektiert.

In »Ostwärts« berichtest du über alltägliche Herausforderungen wie das Essen mit den Händen. Welche lokale Tradition oder skurrile Erfahrung ist dir auf deinen Reisen besonders in Erinnerung geblieben?

In Tadschikistan wurden wir spontan auf eine Hochzeit eingeladen. Männer und Frauen feiern dort voneinander getrennt. Ich aß und tanzte also mit den Frauen und Kindern. Auf jeder Reise und in jedem Land werde ich gefragt, bist du verheiratet? Hast du Kinder? In Tadschikistan folgte

die Frage, mit welchem meiner beiden Teamkollegen ich denn verheiratet sei, dem Kameramann oder dem Tonmann. Mit keinem von beiden, antwortete ich, da gingen die Augen schon auf. Dass eine verheiratete Frau mit zwei anderen Männern verreist, ist schon sehr emanzipiert. Auf die Frage nach Kindern wird oft sofort gebetet, dass Allah (oder wo wir gerade sind) mir noch Kinder schenken möge. Auf besagter Hochzeit war das auch so. Ich habe die Frauen beruhigt, das sei zwar sehr lieb, aber wirklich nicht nötig, in Deutschland hätten eben nicht alle Paare Kinder, manche hätten sogar stattdessen einen Hund. Ich erntete betretenes Schweigen und mir war nicht klar, was für einen Fauxpas ich da gelandet hatte. Meine tadschikische Gastgeberin (unverheiratet und kinderlos) nahm mir daraufhin das Versprechen ab, das nie mehr zu sagen. Ich fragte, was denn genau. »Das mit dem Hund.« In Tadschikistan gelten Hunde als unrein, niemand hält sie als Haustiere. Muss man halt wissen.

Hast du dich manchmal gefragt, ob du das alles wirklich durchstehen würdest?

E inmal. In Russland wurden wir am letzten Drehtag (als das Auto wieder fuhr) festgenommen, weil wir vom Beifahrersitz aus filmten und in eine Polizeikontrolle gerieten. Wir wurden dann »wegen Terrorverdacht« in eine Polizeistation gebracht. Was ich erst noch unheimlich spannend fand, stellte sich als ganz schön ernst heraus. Ich habe das erst realisiert, als mich die Deutsche Botschaft (deren Nummer ich zuvor mühsam beschaffen musste) dort zurückrief und beteuerte, man hätte jetzt auf der Polizeistation nachgefragt und erfahren: da seien keine Deutschen. Da ist mir schon das Herz in die Hose gerutscht.

Auf Reisen läuft nicht immer alles glatt: Heimweh, Ängste oder Verständigungsprobleme gehören manchmal dazu. Wie meistert man solche Momente am besten?

B ei Heimweh wäre mein Tipp, sobald es möglich ist, eine Pause im Programm einzulegen. Ausruhen, zur Not ausweinen, sich gut um sich kümmern, so wie man ein Kind oder die beste Freundin trösten würde. Heimweh muss man nicht wegwischen, das darf man ruhig ernst nehmen. Und man kann sich sicher sein: es vergeht wieder. Bis dahin darf man sich etwas Gutes tun, zum Beispiel lecker essen gehen, sich eine Massage gönnen, einen Ruhetag mit viel Schlaf einlegen. Zuhause anrufen. Alles, was unter das Stichwort Selbstfürsorge fällt.

Bei Ängsten ist es ganz ähnlich. Regel Nummer eins: die Angst nicht ignorieren oder wegdrücken. Sie ist ja nun mal da und hat eine gewisse Schutzfunktion. Da könnte ich mir sagen, »Okay, dann mache ich den Trip durch Südamerika eben mit Angst. Ich nehme sie an die Hand und wir machen die Tour gemeinsam.« Das hilft schon enorm. Auch bei Flugangst, Höhenangst, Angst vor Tierchen. Indem man das Gefühl validiert (so heißt es in der Fachsprache), kann man besser damit umgehen.

Verständigungsprobleme werden immer kleiner, ist mein Eindruck. Die meisten Dinge lassen sich mit Händen und Füßen und etwas gutem Willen sagen; für kompliziertere Botschaften hilft auch eine Übersetzungs-App auf dem Handy. Schwieriger wird es bei dem, was wir unbewusst kommunizieren, vor allem, wenn wir aus unterschiedlichen Kulturreihen kommen. Da hilft ehrlich gesagt nur Aufmerksamkeit, ein wenig Feingefühl, Humor und oft ein freundliches Lächeln.

Gutes Stichwort: deine Buchtitel klingen humorvoll und verspielt. Wie wichtig ist dir

der Humor in deinen Reiseberichten, und gibt es eine Anekdote, die es fast nicht ins Buch geschafft hätte?

H umor ist aus meiner Sicht der beste Begleiter auf jeder Reise. Überhaupt, im Leben. Humor trägt dazu bei, vieles leichter zu machen und etwas Distanz zum individuell erlebten »Drama« zu gewinnen. Ob das jetzt mieses Wetter ist, ein Fettnäpfchen, schlechtes Essen, Autopannen, Gepäckverlust, oder eine doofe Reisegruppe. Wem es gelingt, dann den Humor zu bewahren, und ich meine keinesfalls Ironie oder Sarkasmus, der wird viele schöne Erlebnisse sammeln. Es gibt jedoch auch Themen, die sind so ernst, dass sich jeder Humor verbittet. Auf meiner ersten »Ostwärts«-Reise durfte ich in Krakau eine der letzten lebenden Schindlerjüdinnen kennenlernen. Im Jahr darauf habe ich in Litauen eine Frau besucht, die ein so genanntes Wolfskind war. Biruta hat mir ihre tragische und bewegende Geschichte erzählt und alte Fotos gezeigt. Wir sind tief bewegt und schwermüdig wieder aufgebrochen und ich hatte ein schlechtes Gewissen, als uns am nächsten Tag etwas Komisches passiert ist. Heute weiß ich, das darf nebeneinander bestehen, solange es wahrhaftig ist.

An welchem Ort hast du dich emotional am weitesten von deinem Leben in Deutschland entfernt gefühlt?

In der Mongolei habe ich mal mit einer ganzen Familie in einer Jurte übernachtet. Wie die Orgelpfeifen lagen wir nachts nebeneinander. Mich faszinierte dabei vor allem, wie eng die verschiedenen Generationen dort zusammenleben. So etwas kennen wir in Deutschland ja gar nicht. Umgekehrt staunte meine Gastfamilie sehr über meine Größe von knapp 1,80 Meter. Sie tuschelten und lachten über mich, und mein mongolischer Gastgeber übersetzte fröhlich: »Du siehst aus wie ein Avatar!« Gewöhnungsbedürftig für mich war es dagegen, als die Familie uns zu Ehren eine Ziege schlachtete. Alles, was in dem Tier drin war, wurde in heißes Wasser geworfen, dann herausgefischt und herumgereicht. Ich konnte nicht wirklich verbergen, dass das nicht meine Leibspeise werden würde, aber die mongolischen Nomaden nahmen es mit Humor. Am Morgen unserer Abfahrt legten sie uns noch den Ziegenkopf als Geschenk in den Fußraum. War vermutlich lieb gemeint, aber das Auto stand in der Sonne, und als wir einsteigen wollten, roch es so unfassbar, dass ich kurz die Fassung verloren habe. Entweder die Ziege oder ich! Ich weiß nicht, wie mein mongolischer Gastgeber das übersetzt hat. Sie musste jedenfalls leider draußen bleiben.

Viele Menschen träumen von Abenteuern, setzen sie aber nicht in die Tat um. Du hast mittlerweile eine Ausbildung zum Coach gemacht. Was rätst du jemandem, der seine Komfortzone verlassen und selbst eine größere Reise wagen möchte, sich aber noch nicht so richtig traut?

Ich glaube, so einen Traum zu haben ist schon ein gutes Zeichen. Da ruft etwas nach einem. Hadern darf ruhig dazu gehören, genauso wie die Angst, die ich oben beschrieben habe. Weil es mir so wichtig ist, sage ich es nochmal: Dann mach's mit Angst! Reisen bedeutet ja auch, sich Unbekanntem zu stellen. Sobald man das vertraute Terrain verlässt, kann es anstrengend werden. Andere Wetterzone, fremdes Kopfkissen, komisches Essen. Da hat man die Bergwanderung oder die Nachtbusstour noch nicht mal angetreten und auch noch keine Einheimischen getroffen. Man verlässt im wahrsten Sinne des Wortes seine Komfortzone, und da kann ein Teil des Gehirns schon mal mit Protest reagieren oder mit Angst. Wer öfter unterwegs ist, weiß: Wann immer ich aus meiner Komfortzone geholt werde, kann das unschön sein, aber in jeder solcher Situationen wachse ich ein Stück über mich hinaus und erweitere meinen Horizont. Dazu möchte ich ermutigen, deshalb habe ich auch ein paar selbst getestete und garantiert gelingende Coaching-Tipps mit ins neue Buch geschrieben.

Was möchtest du mit deinen Büchern erreichen – Inspiration, Unterhaltung, praktische Hilfe?

Genauso das. Ich möchte anstreben – zum Reisen, zum Entdecken und zum Perspektivwechsel. Mit großer Freude gebe ich weiter, was ich in Jahrzehnten voller Reisen an Erfahrungen und Tipps gesammelt habe. Und da ich so gerne erzähle, stehen die Geschichten im Vordergrund. Ich wünsche mir, dass die Lesenden mit mir eine gute Zeit haben, genauso wie beim Fernsehen oder Hören des Podcasts. Ich lade ein zur Lernstuhltreise.

Und zum Schluss: Wird es weitere Bücher in der »Ostwärts«-Reihe geben – oder planst du ganz neue Abenteuer?

Im Moment recherchiere ich für ein neues Buch. Einen Roman, also unbekanntes Terrain! Da hole ich mich selbst aus meiner Komfortzone und lerne wieder ganz viel Neues.

Parallel werde ich nächstes Jahr auch wieder einen Dokumentarfilm machen, aber hinter der Kamera, und Zeit für Coaching habe ich ebenfalls reserviert. Aber vor allem bin ich weiter mit meinen Vorträgen unterwegs – vielleicht sehen wir uns da! ■

Empfehlung aus unserer Redaktion



Mittlerweile gibt es auch einen Podcast: In »Ostwärts – Reisen zwischen Fernweh und Fettäpfchen« nimmt Julia Finkernagel gemeinsam mit Journalist und Co-Host Nikolas Golsch die Hörerinnen und Hörer mit auf eine Tour durch Georgien, die Mongolei, Montenegro oder z. B. Kirgistan. In jeder Folge erzählt die Filmmacherin von ihren Reiseerlebnissen – etwa warum man in der Mongolei mit den Füßen nach Süden schlafen sollte oder weshalb Tee in Zentralasien dreimal zurück in die Kanne gegossen wird. Golsch fragt nach, staunt, schmunzelt und reist lieber bequem, während Finkernagel das Abenteuer sucht. Ein Podcast voller Entdeckungen und Anekdoten für alle, die Lust haben, ferne Länder zu erleben, ohne das heimische Sofa zu verlassen.

Empfehlung aus unserer Bibliothek



Julia Finkernagel
Reisefieber – Finger auf den Globus legen, dann die Welt entdecken und sich selbst gleich mit
Knesebeck Verlag 2025



Julia Finkernagel
Immer wieder Ostwärts oder wie man in der Transsibirischen Eisenbahn duscht, ohne seekrank zu werden
Knesebeck Verlag 2020



Julia Finkernagel
Ostwärts oder wie man mit den Händen Suppe isst, ohne sich nachher umziehen zu müssen
Knesebeck Verlag 2019

Bilder: Verlag



Wolfgang Templin während der Eröffnung der Ausstellung »STUS« am 04. September 2025

Bild: T. Koester

Vasyl Stus (1938–1985)

von WOLFGANG TEMPLIN

Der Dichter starb in der Nacht vom 3. auf den 4. September 1985 am zweiten Tag seines Hungerstreiks. Mit ihm kamen auch seine Gefährten Oleksa Tychyj und Jurij Lytwyn zu Tode. Ort des Todes war ein Straflager in der Region Perm am westlichen Rand des Ural. Die genauen Umstände seines Todes in einer Isolierzelle sind nicht bekannt. Es existieren verschiedene Versionen darüber. Auf jeden Fall waren es einsame, verzweifelte Momente.

Der Tod von Stus und seinen Gefährten fiel in eine Zeit, in der der Reformstern eines Michail Gorbatschow bereits hell leuchtete. Die Zeit der Unmenschlichkeit und die Schrecken des Gulag schienen in weiter Ferne zu liegen, zumindest für die Hoffnungen breiter Kreise im Westen, die sich auf die Verheißenungen von Glasnost und Perestroika richteten. Solche Schreckensorte wie das Straflager in Perm durfte es eigentlich gar nicht mehr geben.

Michail Gorbatschow, 1931 als Sohn eines russischen Vaters und einer ukrainischen Mutter in der nordkaukasisch-südrussischen Region Stawropol geboren, tat sich mit tiefen ukrainischen Patrioten wie Vasyl Stus und seinen Weggefährten

ein Leben lang schwer. Der Generalsekretär der KPdSU und später tragische Rivale Boris Jelzins wurde zum unfreiwilligen Totengräber eines Systems, das er zwar reformieren, aber erhalten wollte. Eines totalitären Systems, das dem Untergang geweiht war. Gorbatschow versuchte die Sowjetunion zu retten und betrauerte ihren Verlust.

Der um sieben Jahre jüngeren Vasyl Stus sammelte Erfahrungen, die ihn einen gänzlich anderen Weg gehen ließen. Mit Oleksa Tychyj und Jurij Litwin gehörte er zu den ukrainischen Künstlern und Intellektuellen der »Sechziger Bewegung«, einer »Handvoll von Menschen, die gegen alle Widerstände für ihre ukrainische Identität, für ihr Recht Ukrainer zu sein,

kämpften». So drückt es Eva Yakubovska, die ukrainische Kuratorin der Ausstellung, in ihrem Begleittext aus.

Die Identität als Ukrainer gewann Stus durch den Kampf um sein lyrisches, künstlerisches Ich. Dabei zeichnete ihn eine Besonderheit aus, die der ukrainische Psychiater und Menschenrechtler Semen Hlusman formuliert, der mit Stus über mehrere Wochen hinweg eine Haftzelle teilte: »Stus ist ein Mann ohne Haut, der Falschheit, Lügen und den Schmerz anderer intensiv fühlt«. Ein sensibler Künstler, der sich den Leiden seiner Mitmenschen öffnete.

Hlusman, der in den siebziger Jahren bereits eine Ausbildung als Psychiater hinter sich hatte, weigerte sich, ein Gutachten zu erstellen, mit dessen Hilfe Pjotr Grigorenko, ein ehemaliger sowjetischer General, der sich als Ukrainer bekannte und gegen das System rebellierte, in die Psychiatrie eingeliefert werden sollte. Er bescheinigte ihm geistige Gesundheit, was

Vasyl Stus wird als Poet des Donbass verehrt, einer Industrieregion im östlichen Herzen der Ukraine. Hier verbrachte er den größten Teil seiner Kindheit und Jugend, besuchte die Schule, studierte,

schuf seine ersten Gedichte und Prosaarbeiten. Dennoch ist seine ukrainische Identität vielfältiger und verschlungener. Er wurde am 6. Januar 1938 in einem Dorf in der Region Winniza (Podolien) geboren. Durch die Zwänge des Kolchosensystems mussten seine Eltern mit den Kindern in den Donbass übersiedeln. Sie ließen sich in Stalino (Donezk) nieder.

Frühe Brüche und Kontraste, die Stus prägten, fasst der westukrainische Schriftsteller Taras Prohasko in leidenschaftlichen Bildern zusammen: »Das Schicksal Podoliens liegt im Tal der Tränen, tödlicher Terror und erneute Todesstarre. Wo ist die Ukraine jetzt? Stus gegen Stalin. Stus in Stalino. Palimpsest der Steppe. Geister des Donbas. Dämonen der Modernisierung. Eiserne Steppe mit Kohleschächten, vertikale Vertiefungen. Die Sprache lebt nicht in Gruben oder Schulen, sie lebt in Gedichten und Büchern. Die Ukraine existiert jetzt in der Literatur«.

Für Stus existierten die Erinnerungen an Podolien im Kreis der Familie, in den Liedern der Mutter, ließen ihn als Ukrainer in den Kosmos der Bewohner von Donezk eintauchen. Russischsprachig zu sein konnte hier vielfältige Wurzeln überdecken, den jahrhundertenlangen Schmelztiegel

von Völkern und Nationen überwölben. Als Absolvent der Mittelschule in Stalino, als Student am dortigen Literaturwissenschaftlichen Institut, während seines mehrjährigen Armeedienstes und als Ukrainischlehrer in Donezk durchlebte er ganze Wellen sowjetischer Russifizierungspolitik. Stus war der ukrainischen literarischen und kulturellen Tradition, wie der europäischen Moderne gleichermaßen zugewandt, bewies sein Talent als Übersetzer von Goethe, Rilke und anderen Größen der europäischen Moderne. Es gelang ihm Doktorand am Literaturinstitut der Akademie der Wissenschaften der Ukrainischen SSR zu werden und weitere Erfahrungen in Kyjiw zu sammeln. Dort nahm er am 4. September 1965, auf den Tag zwanzig Jahre vor seinem Tod, an einer in die Geschichte eingegangenen öffentlichen Aktion des Widerstands, einem Protest gegen die Verhaftung ukrainischer Intellektueller teil. Er sprach im Kino »Ukrajina« neben Iwan Dzuba und Wjatscheslaw Tschornowil, Legenden des ukrainischen Widerstands. Wenige Tage später wurde er »wegen systematischer Verletzung der Verhaltensnormen für Doktoranden und Mitarbeiter akademischer Einrichtungen« vom Studium ausgeschlossen.

Stus war der ukrainischen [...] Tradition, wie der europäischen Moderne gleichermaßen zugewandt, bewies sein Talent als Übersetzer von Goethe, Rilke und anderen Größen der europäischen Moderne. Hier beginnt etwas, das mich als Deutschen und Nachgeborenen stark mit dem Osten, der Ukraine und dem Schicksal von Vasyl Stus verbindet. Meine Mutter stammte aus einer deutschen Familie im westpreußischen Bromberg (Bydgoszcz) und wurde dort 1922 als polnische Staatsbürgerin geboren.

Immer am Rand des Existenzminimums aufwachsend war sie, umgeben von deutschen, polnischen und jüdischen Mitschülern, frei von allen Allüren deutschen Herrenmenschentums. Sie ließ, egal mit wem sie es zu tun hatte, ihr Mitgefühl und ihr Herz sprechen.

Durch den Überfall Hitlerdeutschlands auf Polen wurde sie Reichsdeutsche und nach dem Tod ihres deutschen Verlobten bei Stalingrad, als Luftwaffenheldin eingezogen. Im Herbst 1944 gelangte sie so auf einen Luftwaffenstützpunkt bei Jena/Thüringen, einer für sie völlig unbekannten Region. Nach Kriegsende war eine Rückkehr unmöglich, so dass sich meine Mutter mit meiner Großmutter, die ihr nachgefolgt war, in einer fremden Umgebung als Trümmerfrau, Hilfsarbeiterin durchschlug und schließlich Arbeit als Putzfrau in der sowjetischen Kommandantura im Zentrum Jenas bekam.

Das Jahr meiner Geburt 1948 war die Zeit des Hochstalinismus und es herrschte ein strenges Fraternisierungsverbot, das spontane persönliche Kontakte zwischen Angehörigen der Besatzungsmacht und deutschen Hilfskräften mit drakoni-

schen Strafen belegte. Die Leidenschaft war stärker, so dass ich zum Kind einer verbotenen Liebe wurde.

Mein Vater, den ich später nur aus den Schilderungen meiner Mutter, Großmutter und vertrauter Freindinnen vor mir sah, war ein junger Offiziersarzt, ein Sibiriak und wusste, dass die heimliche Liebesbeziehung ihm die Degradierung und sofortige Rückkehr nach Sibirien einbringen konnte. Er hatte Glück, wurde nicht denunziert und kehrte, als ich noch nicht einmal zwei Jahre alt war, regulär nach Nowosibirsk in die Heimat zurück, wo eine Familie auf ihn wartete.

Als »Russenkind« in der DDR aufzuwachsen, war nicht immer einfach, aber ich hatte eine glückliche Kindheit. In einem Haushalt zweier Frauen von starker Liebe umgeben – meine Mutter heiratete nie und ich konnte damit gut umgehen – ließ mich in einer besonderen Welt leben. Der real nicht vorhandene Vater verklärte sich in meinen Fantasien zum tapferen Sowjetsoldaten, der auf der richtigen Seite kämpfte. Ich wurde zur Leseratte, obwohl es zu Hause kaum ein Buch gab, und verschlang die sowjetische Kinderliteratur in den öffentlichen Bibliotheken, die überreich im Angebot war. Darunter auch der Mythos vom Donbass, nicht nur in Michail Scholochows »Der stille Don« verkörpert. Proletarische Schriftsteller und Staatsfunktionäre der DDR (Die Fahne von Kriwoj Rog) und sowjetische Parteilarbeiter wetteiferten darum, den Mythos vom industriellen Herzen der Sowjetunion auszuschmücken.

Mein späterer Weg in den Osten bereitete sich in diesen frühen Jahren vor. Polnische und russische Wegmarken begleiteten meinen späteren Weg in die Ukraine. Zum Zeitpunkt der ersten Verurteilung und Abstrafung von Vasyl Stus hatte ich die Polytechnische Oberschule abgeschlossen und konnte meiner Bücherleidenschaft als Lehrling an der Universitätsbibliothek in Jena frönen. Ab 1968 folgten ein Fachschulstudium und ein Philosophiestudium in Ostberlin. Sowie auch eine frühe Phase der Bindung an die Jahrhundertverheißung des Kommunismus, die ich mit zahlreichen polnischen und ukrainischen Dissidenten teilte, die später meine Vertrauten und Freunde wurden. Anderen blieb dieser Irrweg erspart.

Vasyl Stus setzte seine literarische Arbeit fort, hatte aber alle Aussichten auf eine akademische Karriere verloren, und schlug sich mit Übersetzungen und als Literaturkritiker durch. Im Dezember 1965 heiratete er Walentyna Popeljuch und am

15. Dezember wurde der Sohn Dmytro geboren. Einzelne seiner Gedichtsammlungen waren bereits im Ausland erschienen. Er erlangte internationale Anerkennung und musste sich zwischen einem Leben entscheiden, das bei aller kritischen Haltung, der Familie Schutz und relative Sicherheit geboten hätte oder dem Weg der Verfemten endgültig folgen. Gegenüber seiner Frau kleidete er das in die Worte: »Du und ich Walja, sind bereits Teil der Geschichte – also lass uns unserer Mission würdig sein.«

Er folgte diesem Weg, hielt engen Kontakt zu anderen ukrainischen Patrioten, publizierte und veröffentlichte. Wurde international immer bekannter. Im Januar 1972 wurde Stus verhaftet und einige Monate im Kyjiwer KGB-Gefängnis festgehalten, wo er noch einen Gedichtband fertigstellen konnte. Das lyrische Tagebuch eines Menschen in einer Grenzsituation. Am 7. September 1972 wurde Stus wegen »antisowjetischer Agitation und Propaganda« zu fünf Jahren Haft und drei Jahren Verbannung verurteilt. Jetzt gab es bereits internationale Reaktionen auf seine Verhaftung, Solidaritätsbekundungen mit dem Poeten und Patrioten. Heinrich Böll und Lew Kopelow setzten sich für ihn ein.

Für mich war die erste Hälfte der siebziger Jahre die Zeit des Studiums, in immer engerem Kontakt zu verbotener Literatur und zu kritischen Kommilitonen. Ich war Beststudent, Parteimitglied aber mein positives Engagement bröckelte immer stärker. Künftige Lebensentscheidungen bereiteten sich vor.

In der Zeit seiner Lagerhaft und Verbannung in der Autonomen Sowjetrepublik Mordwinien führte Stus Solidarisierung mit anderen Inhaftierten zu zusätzlichen Strafen und Verweisen. Er musste schwere Arbeit verrichten und sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich dramatisch. Magengeschwüre und dadurch ausgelöste Operationen machten ihn zum Invaliden. Erst im August 1979 kehrte Stus aus der Verbannung nach Kyjiw zurück.

Das Ende meines Studiums und der Beginn der Arbeit an einer Dissertation trieben mich in den unauflösbar Zwiespalt zwischen gewaltig angewachsenen Zweifeln und der Ungewissheit über den weiteren Weg. Eine DDR-Karriere als Parteiphilosop, die mir offenstand, schlug ich aus, aber wohin wollte ich mit meiner Kritik und meinem Widerspruchsgeist? Ein in den Jahren 1966/67 zustande gekommener Studienaufenthalt in Polen half mir entscheidend, auf die richtige Seite zu finden.

Für Stus wurden die acht Monate, die er von August 1979 bis Mai 1980 in Kyjiw mit seiner Familie verbringen konnte, zur höchsten Lebensbewährung. Er stand unter Polizeiaufsicht, war zu schwerer physischer Arbeit verpflichtet und schrieb an seiner Textsammlung »Palimpseste«. Vor allem trat er der im Herbst 1976 entstandenen Menschenrechtsorganisation, der Ukrainischen Helsinki-Gruppe, bei. deren Mitglieder wechselten ständig, weil fast die gesamten Gründer in den Lagern verschwanden, denen immer weitere Mitglieder folgten.

Stus wusste, dass er damit seine Familie und den Rest eingeschränkten Lebens außerhalb der Strafmauern aufs Spiel setzte, folgte aber seiner inneren Verpflichtung. Im Mai 1980 kam es zur erneuten Verhaftung. Er wurde zu zehn Jahren Lagerhaft und fünf Jahren Verbannung verurteilt. Seine letzten Jahre verbüßte er in Straflagern der Region Perm. Internationale Organisationen, Vertreter des ukrainischen Exils und unabhängige Intellektuelle setzten sich für Stus' Freilassung ein und initiierten eine Kampagne zur Verleihung des Literaturnobelpreises für den Poeten. Alle Appelle an die sowjetische Seite blieben ohne Antwort.

Stus' erneute Verhaftung fiel in das Jahr, welches mit dem Entstehen der polnischen Solidarność den entscheidenden Anfang vom Ende des sowjetischen Imperiums einlautete. Ich hatte während meines Studienaufenthaltes in Warschau und Krakau die ersten Schritte des im Herbst 1976 entstandenen Komitees zur Verteidigung der Arbeiter (KOR) miterlebt, stürzte mich auf dessen erste, im Untergrund zirkulierende Bulletins, hatte Kontakt zu Anhängern und Unterstützern, brachte so viel wie möglich von diesen Informationen in die scheinbar stabile DDR.

Keiner von uns konnte die Zukunft vorhersagen, aber ich spürte das Beben unter den Füßen. Auch auf mir ruhten aufmerksame Augen. Am Zentralinstitut für Philosophie der Akademie der Wissenschaften der DDR, von Insidern »Sibirien der Philosophie« genannt, erhielt ich nach meiner Rückkehr aus Polen einen der Bewährungsplätze für unsichere Kader. Formal immer noch Mitglied der Partei, als »Polenspezialist« mit immer stärkeren Kontakten und Aktivitäten in die Gruppenszene der DDR und in andere Ostblockstaaten hinein, entschloss ich mich 1983 zum offenen Bruch und wurde folgerichtig aus dem Institut verbannt und aller qualifizierten Arbeitsmöglichkeiten beraubt. Pragmatische frühere Freunde und Bekannte hielten meine Entscheidung für selbstmörderisches Abenteuerum. Wen willst du damit erreichen? Die folgenden Jahre der Repression und Verfolgung wurden

zu den härtesten, aber zugleich intensivsten Jahren. Endlich hatte ich meinen Weg gefunden und sah mich an der Seite polnischer, tschechischer, ungarischer, russischer und ukrainischer Vertrauter und Freunde. Meine Einstufung als oppositioneller Rädelsführer und unversöhnlicher Feind der DDR sowie die spätere Anklage wegen landesverräterischer Agententätigkeit waren nur folgerichtig.

Dank zahlreicher Bemühungen gelang es 1989 Vasyl Stus und seine Gefährten im Heimatland zu bestatten. Die Umbettung fand am 19. November 1989 auf dem Bajkow-Friedhof in Kyjiw statt und wurde von einer Prozession durch das Stadtzentrum begleitet, an der fast hunderttausend Menschen teilnahmen. Dort fielen die Worte: »Wasyl, du bist jetzt zusammen mit deinen Brüdern in die Heimat zurückgekehrt. In deinem letzten Brief hast du geschrieben: „Denkt nicht an meine Abwesenheit ...“, doch heute, in unserem schwierigen Alltag und an unseren kleinen und großen Feiertagen, denken wir an dein kantiges Gesicht, und deine Seele und die Seelen deiner Brüder sind uns ganz nah.«

November 1989 – in Polen hatten bereits die Kräfte der Freiheit gesiegt. In der DDR und Ostberlin hatte es riesige Massendemonstrationen gegeben, die Mauer war gefallen. In der Ukraine hatte sich die Bürgerbewegung Ruch formiert, geführt von Kampfgefährten von Stus, wie Wjatscheslaw Tschornowyl und Iwan Djuba. Für mich bedeutete der Herbst 1989 das Ende des erzwungenen Exils, die Rückkehr nach Ostberlin und das Erlebnis der länderumspannenden friedlichen Revolution. Viele meiner polnischen Freunde und Vertrauten wie Adam Michnik, Jacek Kuron, Zbigniew Bujak oder Bogdan Borusewicz waren auf enge Weise mit der Ukraine verbunden und wiesen mir den Weg dorthin. In den folgenden Jahrzehnten dehnten sich meine polnischen und östlichen Wege an der Seite meiner Frau auf nahezu alle Regionen der Ukraine aus. Immer wieder stießen wir dort auf das Andenken an Vasyl Stus. Seine Spuren begleiteten uns förmlich. In Lemberg, in Podolien, in Kyjiw und im Donbass selbst. Wir konnten die Orangene Revolution begleiten, einige intensive Jahre in Warschau verbringen, auf den gewaltlosen Sieg des Euromajdan hoffen und den tragischen Ausgang miterleben.

Nach 2014 führte uns die Teilnahme an Menschenrechtsmissionen, an der Seite von Sergej Sacharow und anderen Charkiver Freunden bis nach Slowjansk und Kramatorsk. Dort beim Besuch einer kleinen Lokalzeitung stieß ich an der Wand auf sein Bild, seine Gedichte – ein Sohn des Donbass.

In dieser Zeit hatte ich auch mehrere Begegnungen mit Andrij Parubij¹. Andere Akteure und legendäre Helden des Majdan hatte ich bereits in meinen Artikeln und Büchern beschrieben; ihn kannte ich noch nicht. Jetzt stand der hünenhafte, bärenstarke Mann vor mir, dessen Autorität es vermochte, den häufig tobenden Hexenkessel der Werchowna Rada zu beruhigen und die miteinander ringenden Kräfte des unfertigen Staates zusammenzuführen.

1 Anmerkung der Redaktion: Andrij Parubij war von 2016 bis 2019 Parlamentspräsident der Ukraine und diente zuvor einige Monate als Sekretär des Nationalen Sicherheits- und Verteidigungsrates. Schon zu Sowjetzeiten hatte sich der studierte Historiker für die Unabhängigkeit der Ukraine eingesetzt. Im Jahr 1991 war er Mitbegründer der Sozial-Nationalen Partei der Ukraine, einer nationalistischen Partei der frühen 1990er-Jahre. Er galt als eine der Leitfiguren bei den großen pro-europäischen Bewegungen der jüngeren ukrainischen Geschichte: der Orangen Revolution im Jahr 2004 sowie der Maidan-Revolution von 2014, die zur Absetzung des pro-russischen Präsidenten Wiktor Janukowytsch führte. Damals stand er an der Spitze freiwilliger Selbstverteidigungseinheiten. Seit den 2000er-Jahren und besonders während der Maidan-Revolution und seiner Zeit als Parlamentspräsident trat Parubij klar als proeuropäischer Politiker auf. Er setzte

Unmittelbar jetzt, in den letzten Nächten vor meiner Ankunft bei Ihnen, bei Euch², konnte ich auf den polnischen und ukrainischen Kanälen die Bilder seiner Ermordung und Beisetzung in Lviv verfolgen. Was fügte sich hier zusammen? Ich kann es nur schwer in Worte fassen.

Ehre seinem Andenken – Slava Ukrainii! ■

sich für demokratische Institutionen, NATO- und EU-Integration ein und distanzierte sich öffentlich von radikalen oder extremistischen Ideologien. Historiker und politische Beobachter betrachten Parubij daher heute überwiegend als prowestlichen ukrainischen Nationalisten, der in seiner Jugend radikale Gruppen unterstützte, später aber in etablierten demokratischen Strukturen wirkte. Am 30. August 2025 wurde Parubij in Lwiw/Lemberg bei einem Attentat erschossen.

2 Anmerkung der Redaktion: Anlässlich der Ausstellungseröffnung über den ukrainischen Dichter und Freiheitskämpfer Vasyl Stus am 4. September 2025 in unserem Haus war Wolfgang Templin als Redner zu Gast. Die Textaussage bezieht sich auf diese Veranstaltung. Die Ausstellung »STUS« ist noch bis zum 27. März 2026 im GHH zu sehen.

Kurz & Bündig

Wolfgang Templin (geb. 25. November 1948 in Jena) ist Philosoph, Publizist und Experte für Mittel- und Osteuropa. In der ehemaligen DDR gehörte er zu den Mitbegründern der »Initiative Frieden und Menschenrechte« (IFM) und vertrat diese 1989 am Zentralen Runden Tisch. Später war er Mitbegründer von Bündnis 90. Wegen »landesverräterischer Agententätigkeit« wurde er 1988 verhaftet und in die Bundesrepublik Deutschland abgeschoben. Seine intensive Beschäftigung mit Polen und der Ukraine begann bereits während der Oppositionsarbeit in der DDR und vertiefte sich durch seine Tätigkeit von 2010 bis 2014 als Leiter des Warschauer Auslandsbüros der Heinrich-Böll-Stiftung. Templin veröffentlichte zahlreiche Bücher und Artikel zur Geschichte und politischen Entwicklung dieser Länder und gilt heute als einer der profiliertesten deutschen Kenner der polnischen und ukrainischen Zeitgeschichte. Für sein Engagement in der deutsch-polnischen Verständigung wurde er mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Dialog-Preis der Deutsch-Polnischen Gesellschaft (2009), der Dankesmedaille des Europäischen Zentrums der Solidarität (2010) sowie dem Viadrina-Preis der Europa-Universität Viadrina (2015).



Bild: Wikipedia

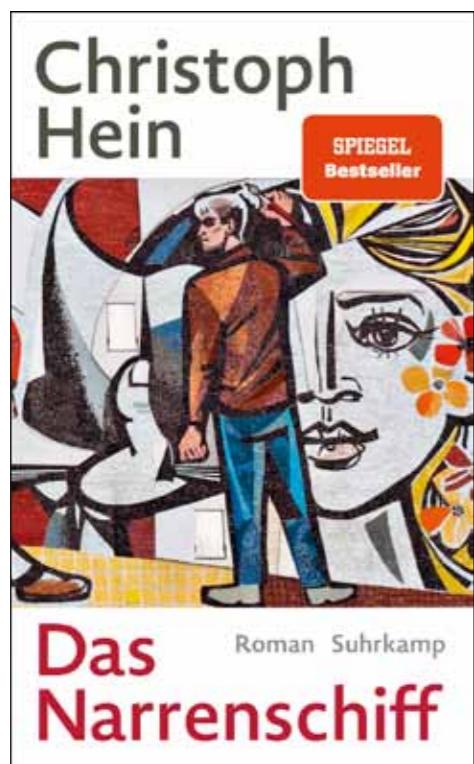
Die Bibliothek im GHH – eine Auswahl unserer Neuzugänge



Ira Peter

Deutsch genug?

Was ist dran an den Vorurteilen, dass Russlanddeutsche kaum Deutsch sprechen, Putin verehren und rechtsextrem wählen? Diese Frage stellte sich die Journalistin Ira Peter, die selbst mit ihrer Familie als Neunjährige aus Kasachstan nach Deutschland umsiedelte. Sie kombiniert in ihrem Buch fundierte Forschungen und Statistiken, die so manches Klischee widerlegen, mit persönlichen Erfahrungen. Sie berichtet von den Hindernissen, die ihre Eltern auf dem Weg nach Deutschland überwinden mussten, über mangelfnde Integrationspolitik, aber auch über die Schwierigkeiten, sich in einem fremden Land zurecht zu finden.



Christoph Hein

Das Narrenschiff

Ein ehemaliger Nationalsozialist, der zum Vorzeige-Stalinisten wird, ein Ökonom und gleichzeitig SED-Funktionär, ein Kulturschaffender, der sich mal mehr, mal weniger intensiv für den Arbeiter- und Bauernstaat engagiert: das sind die drei Hauptcharaktere, die der Leser in ihren privilegierten Stellungen in der neu gegründeten DDR begleitet. Christoph Hein beschreibt ihr Verhalten, ihr Agieren und Reagieren in den entscheidenden Phasen des Staates, der ein besseres Deutschland sein will: während des Mauerbaus, des Prager Frühlings, bis hin zur friedlichen Revolution und der Wiedervereinigung. Der ideologische Enthusiasmus des Neubeginns nach dem Krieg weicht schnell den neuen, nüchternen Realitäten.

Buchtitel: © Verlag

Natalie Weis (Hg.)

Der nächste Redner ist eine Dame



In den ersten deutschen Bundestag 1949 waren unter den 410 Abgeordneten anfangs nur 28 Frauen. Sie hatten es in der von Männern dominierten Nachkriegspolitik oft nicht leicht, behaupteten sich aber in ihren Fraktionen und Ausschüssen und halfen mit, die junge Demokratie zu stärken. Bekannte deutsche Autorinnen wie Helene Bukowski und Juli Zeh stellen einige von ihnen vor: Dr. Friederike Mulert (FDP), Jeanette Wolff (SPD), Dr. Luise Rehling (CDU), Dr. Maria Probst (CSU) und Grete Thiele (KPD). Sie sind Gegenstand ausführlicher Porträts, weitere Frauen der ersten Legislaturperiode werden in kürzerer Form vorgestellt.

Alhierd Bacharević

Europas Hunde



Der Roman besteht aus sechs Handlungssträngen. Im ersten Teil erfindet der Held die Sprache »Balbuta«. Im zweiten Teil erleben wir das düstere Weißrussland der Zukunft (2049). Die Erzählung im dritten Teil handelt von einer alten Heilerin mit einer mythischen Gabe. Die Figur des vierten Kapitels muss auf Wunsch seiner Mutter ein geheimnisvolles Paket an Fremde ausliefern, aber irgend etwas hält ihn immer wieder davon ab. Die fünfte Geschichte ist die kürzeste: Ein Lehrer möchte, dass seine Schüler eine Botschaft an die Zukunft verfassen. Diese Aufgabe erweist sich jedoch als fast unmöglich. Im sechsten Kapitel reist ein Ermittler durch Europa und sucht nach Spuren eines Mannes, der in einem Berliner Hotel gestorben ist. Das Buch endet mit einem dystopischen Science-Fiction-Finale im Jahr 2050. Es ist frappierend und erschreckend zugleich, wie visionär und genau der Autor schon 2017 die Rückkehr eines imperialen großrussischen Reichs beschrieben hat.

Natalya Nepomnyashcha

Wir von unten



Anfang der 1990er-Jahre kam die Autorin mit ihren Eltern als »Kontingentflüchtling« aus der Ukraine nach Deutschland. In sehr persönlicher Weise schildert sie ihren eigenen Bildungsweg und die Hürden, die sie als Kind einer armutsbetroffenen Einwandererfamilie überwinden musste. Neben ihrer Tätigkeit in der Unternehmensberatungsbranche gründete sie 2016 das soziale Unternehmen »Netzwerk Chancen«. Durch ihre persönliche Geschichte und die wissenschaftliche Untermauerung gelingt es Natalya Nepomnyashcha, die Hürden aufzuzeigen, die viele Menschen daran hindern, ihr Potenzial voll zu entfalten. Dabei bleibt sie stets lösungsorientiert und unterbreitet Vorschläge, wie wir als Gesellschaft diesen Problemen begegnen können. Ein Buch, das zum Nachdenken anregt und einen wichtigen Beitrag zur Debatte über soziale Gerechtigkeit in Deutschland leistet.

Caro Matzko

Alte Wut



Caro Matzkos Vater floh im Alter von zehn Jahren aus Ostpreußen. Er verlor seine Heimat und seine Kindheit und erlebte Dinge, die kein Mensch je vergisst. Achtzig Jahre später reist seine Tochter seine Fluchtroute zurück, um Antworten zu finden. Sie will verstehen, warum sich die seelischen Verletzungen ihres Vaters in ihrem eigenen Leben fortpflanzen konnten. Wo liegt der Ursprung ihrer Magersucht, ihrer Kämpfe gegen Depressionen und Burn-out? Wie vererben sich Traumata von einer Generation auf die nächste? Mit schonungsloser Ehrlichkeit und unerschrockenem Humor berichtet die bekannte Journalistin und Moderatorin von einer schmerzhaften Reise, die sie an ihre Grenzen bringt.



Drei Fragen an Caro Matzko



Bild: Gerald von Föris

1. Liebe Caro, dein Buch beschäftigt sich mit der Vererbung von Traumata – einem Thema das immer mehr ins allgemeine Bewusstsein rückt. Wann wurde dir klar, dass die psychischen und psychosomatischen Probleme, unter denen du lange gelitten hast, mit dem Kriegstrauma deines Vaters verknüpft sind?

Das hat viele Jahre gedauert, obwohl ich ja schon als Teenager bei Psychologinnen Hilfe suchen musste, aufgrund meiner Essstörungen. Von Trauma-Vererbung habe ich erst als Erwachsene gelesen und so richtig klar wurde es mir erst, als ich mit Anfang vierzig im Rahmen meiner Burnout-Therapie EMDR-, also Traumatherapeutische Sitzungen absolvierte und mein Hirn mir völlig unerwartete Bilder geschenkt hat, die gar nichts mit dem eigentlichen Gegenstand der EMDR-Sitzung zu tun hatten. Ich bin am Grund meines Unterbewusstseins nämlich meinem Vater begegnet – meinem Vater als Kind.

2. Auf der Suche nach dem Ursprung der Wunden, die der Zweite Krieg deinem Vater und auf indirekte Weise später auch dir zugefügt hat, reist du die Fluchtroute deines Vaters zurück, bis ins frühere Ostpreußen. Gab es Momente, an denen du am liebsten wieder umgekehrt wärst?

Zwei Mal. Einmal Wochen vor der Abreise, als ich Angst vor meiner Angst bekommen habe. Und zwar doppelt: Angst, dass ich Angst haben muss, aber auch Angst, dass sich nichts in mir bewegen wird. Dass ich diese ganze Reise umsonst mache. Und dann ging mir Düse noch einmal an dem Tag, an dem meine Familie und ich den Ort gesucht haben, wo mein Vater als Kind zusammen mit seiner Familie im Januar 1945 auf der Flucht von der Roten Armee eingeholt wurde.

3. Auf deiner Reise begleiten dich dein Mann, deine elfjährige Tochter, euer Hund, deine Siebträgermaschine und jede Menge Gute-Laune-Deko in eurem bis obenhin vollbepackten Auto. Warum kam für dich nur diese Reisegesellschaft infrage?

Erstens aus purem Eigennutz: Ich hätte mich nicht getraut, diese Reise ohne meinen Mann anzutreten, weil ich nicht wusste, was mit mir passiert, und ich wollte ihn unbedingt zum Anlehnen und Pfot-Halten haben. So auch den Hund. Den wollte ich darüber hinaus bei mir haben, weil mein Vater als Kind auch einen vierbeinigen besten Freund hatte: seinen Harras. Der Gedanke, dass ich mit meinem Tier dort stehe, wo mein Vater vor achtzig Jahren mit seinem Tier stand, fand ich einen schönen Ringschluss. Und unserer Tochter wollte ich gern zeigen, wo ein Teil ihrer Familie herkommt. Ich wünsche mir, dass der Begriff Ostpreußen für sie nicht mit Schmerz und Verlust verbunden ist, sondern mit Schönheit und Lebensfreude. Und ich glaube, das haben wir geschafft. Sie hat jedenfalls gesagt, sie möchte dort noch einmal hin, weil das Hotel, in dem wir gewohnt haben, die coolsten Wasserrutschen der Welt hat.

Unter einem gemeinsamen Dach

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus und Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Düsseldorf e.V.

VON ILONA GONSIOR

Seit dem Umzug der Geschäftsstelle der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Düsseldorf e.V. (GCJZ) in das Gerhart-Hauptmann-Haus im Juni 2023 haben sich vielfältige Perspektiven der Zusammenarbeit zwischen beiden Institutionen ergeben. Nun wurde die »Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus – Deutsch-osteuropäisches Forum« offiziell als Mitglied der Düsseldorfer GCJZ aufgenommen. Mit diesem Schritt wird die bereits bestehende Partnerschaft weiter gefestigt – auch mit Blick auf das kommende Jahr 2026, in dem die GCJZ ihr 75-jähriges Bestehen feiern wird. Geplant

sind weitere gemeinsame Vortragsveranstaltungen sowie Kooperationen zu Ausstellungen und Studienreisen.

Ein sichtbares Zeichen der Zusammenarbeit ist auch die neu eingerichtete Bibliothek der GCJZ im sogenannten »Danziger Zimmer« auf der dritten Etage des Gerhart-Hauptmann-Hauses. Nach einer umzugsbedingten Pause steht sie nun wieder Mitgliedern wie auch interessierten Besucherinnen und Besuchern offen. Der aktuelle Bibliothekskatalog ist online auf der Website der GCJZ unter www.gcjz-duesseldorf.de einsehbar. ■

Der Direktor der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus Prof. Dr. Winfrid Halder und Andrea Sonnen, die geschäftsführende Vorsitzende der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Düsseldorf e.V. in der Bibliothek im Danziger Zimmer



Bild: Ilona Gonsior/GHH

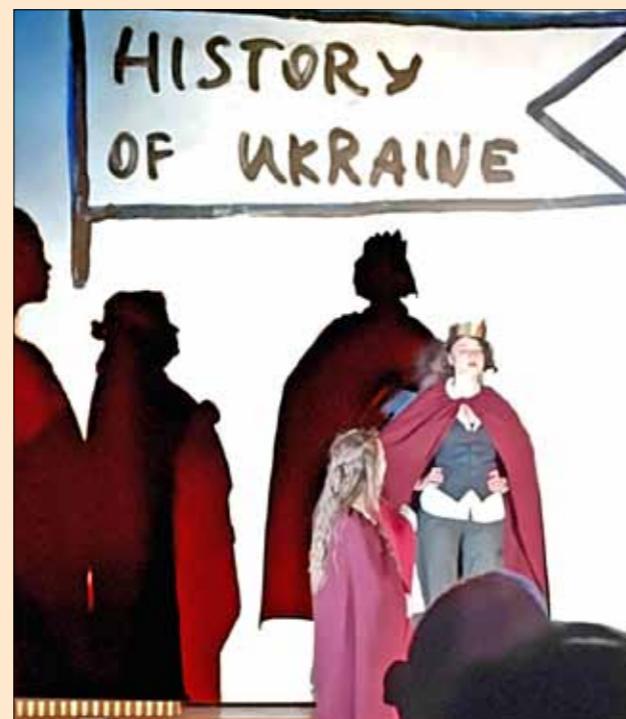
Ein bewegender Abend – »Crashkurs Ukraine« mit dem »Theaterlabor HeimatBühne«

VON WINFRID HALDER

Die Fragen »Was ist für dich Heimat?« und »Wo bist du zuhause, wo fühlst du dich zuhause?« klingen zunächst so selbstverständlich, wenn man sie dann aber unverhofft sofort beantworten soll, ist die vermeintliche Selbstverständlichkeit rasch dahin. Und dies umso mehr, wenn man zuvor eindringliche, sehr persönliche Geschichten von Heimatverlust und der völligen Verunsicherung über den Ort des Zuhauseseins gehört hat. Der Samstagabend mit den jungen Leuten, die die Ergebnisse ihrer monatelangen Arbeit mit dem »Theaterlabor HeimatBühne« endlich sicht- und hörbar machten, hat manche scheinbare Gewissheiten infrage gestellt. Denn sie sind ja nicht aus eigenem Antrieb aus der Ukraine nach Deutschland gekommen, der brutale Angriffs-krieg auf Befehl des russischen Machthabers Putin hat sie vielmehr dazu gezwungen. Daher mussten sie Heimat und Zuhause zurücklassen, Städte, Häuser, Dinge und natürlich so viele Menschen, die zusammen eben das ausmachen, was wir alle nicht missen möchten. Die konkrete Direktheit von eigener Erfahrung, von Schmerz und Sehnsucht, die da auf so vielfältige Art und Weise, Deutsch und Ukrainisch sprechend,

singend, tanzend, stillstehend, im hellen Scheinwerferlicht und im kaum noch durchdringlichen Zwielicht, zum Ausdruck gebracht wurde, hat das Publikum mitgenommen, und das im vollen Sinn des Wortes. Und gewissermaßen nebenbei konnte man dabei viel lernen, über die Geschichte der Ukraine, über ihre Sprache, über die Art, wie man dort Weihnachtslieder singt, und manches mehr. Ein voller Abend. Wie schön, ihn miterlebt zu haben.

Der Abend gehörte zuerst und vor allem den mutigen jungen Leuten, die dem Publikum erlaubt haben, mit ihnen zu teilen, was sie bewegt. Der Dank dafür gilt aber auch allen sonstigen Mitwirkenden des »Theaterlabors HeimatBühne«, allen voran Samira Clausius, Oleg Zhukov und ihrem ganzen Team, das viele kreative Ideen miteinander verknüpft hat. Neele Behler von der Karl-Arnold-Stiftung hat mit Geduld und Umsicht dafür gesorgt, dass die Partner, die zur Vorbereitung und Durchführung des Abends zusammenwirken mussten, das auch geschafft haben, dem wechselseitig Ungewohnten zum Trotz.



Die Karl-Arnold-Stiftung hat mit ihrer Erfahrung und Professionalität entscheidend dafür gesorgt, dass der Projektmittelantrag beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge erfolgreich war, sodass Mittel der Europäischen Union zur Verfügung gestellt wurden. Auch dafür herzlichen Dank!

Und: Wir machen weiter, zusammen, aber sicher! Denn einen »Crashkurs Ukraine« haben in dieser oder anderer Form noch viel mehr Menschen in Deutschland nötig als die zahlreichen »Absolventinnen« und »Absolventen« dieses Abends, das mitgenommene und mitwirkende Publikum nämlich. ■

Kurz & Bündig

Das Projekt »HeimatBühne – Home is where your Art is« ist Anfang 2025 gestartet und versteht sich als eine Bühne für Begegnung, Austausch und kreative Teilhabe. Es richtet sich vor allem an junge Menschen aus Drittstaaten, insbesondere aus Osteuropa und der Ukraine, die seit einigen Jahren in Deutschland leben. Ziel ist es, ihnen Räume zu eröffnen, in denen sie ihre Geschichten, Erfahrungen und Perspektiven künstlerisch ausdrücken können und zugleich die Aufnahmegesellschaft für neue Sichtweisen zu sensibilisieren.

Im Zentrum stehen Theater- und Bildungsworkshops, die mit Sprache, Bewegung und Musik arbeiten. Hier entstehen Stücke, die persönliche Biografien mit historischen und kulturellen Themen verbinden. Ergänzt wird das Programm durch die Veranstaltungsreihe »Ukraine is here«, die in verschiedenen Städten Nordrhein-Westfalens Sprache, Kultur und Geschichte der Ukraine sichtbar macht.

Gefördert durch den Asyl-, Migrations- und Integrationsfonds (AMIF) der Europäischen Union und getragen von der Karl-Arnold-Stiftung Köln, dem Jungen Theater Köln sowie der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus, schlägt »HeimatBühne« Brücken zwischen Zugewanderten und der deutschen Gesellschaft.

Ein erstes Ergebnis dieser Arbeit war die Premiere des biographischen Theaterstücks »Crashkurs Ukraine«, das am 22. November bei uns im Gerhart-Hauptmann-Haus vorgestellt wurde. Zehn junge Ukrainerinnen und Ukrainer präsentierten einen Abend über Sprache, Kultur und Geschichte ihres Landes und das Leben zwischen zwei Welten – zwischen Kyjiw, Köln, Düsseldorf und all den Orten dazwischen. Fragen nach Heimat, Zugehörigkeit und Identität standen dabei ebenso im Mittelpunkt wie die Begegnung mit dem Publikum im anschließenden Gespräch.

Rückblick auf das zweite Halbjahr 2025 – eine Auswahl



Bilder: GHH

(vlnr.) Anastasia Köhler (Lew Kopelew Forum), Yaromyr Bozhenko (ukrainischer Konzertpianist), Prof. Dr. Winfrid Halder (Direktor GHH Düsseldorf), Gesandter Rafał Damian Sobczak (Direktor Polnisches Institut Düsseldorf), Wolfgang Templin (Publizist, Bürgerrechtler, Kenner der polnischen und ukrainischen Zeitgeschichte), Staatssekretärin Gonca Türkeli-Dehnert (Ministerium für Kultur & Wissenschaften), Dr. Joanna Kiliszek (ehem. Leiterin Pilecki Institut Berlin), Yeva Yakubovska (Kuratorin Osteuropa-Programm, Pilecki-Institut Berlin), Margarita Yehorchenko (Historikerin und Hauptforscherin der Ausstellung), Matthias Richter (Projektkoordinator »Tracks of Memory«), Dr. Katja Schlenker (Kuratorin GHH Düsseldorf), René Böll (Sohn von Heinrich Böll, Künstler), Klaus Peter Hommes (Verein zur Förderung der Städtepartnerschaft Düsseldorf-Czernowitz e.V.)

Am 4. September wurde im GHH »STUS«, die erste internationale **Ausstellung** über den ukrainischen Dichter und Freiheitskämpfer Vasyl Stus, feierlich eröffnet. Grußworte sprachen Staatssekretärin Gonca Türkeli-Dehnert, Olena Shepetiuk (Generalkonsulat der Ukraine Düsseldorf), Gesandter Rafał Damian Sobczak (Direktor des Polnischen Instituts Düsseldorf) und Dr. Joanna Kiliszek (ehem. Leiterin des Pilecki-Instituts Berlin). Den Hauptvortrag hielt der Publizist, Bürgerrechtler und versierte Kenner der polnischen und ukrainischen Zeitgeschichte Wolfgang Templin. In einem moderierten Gespräch diskutierten René Böll (Künstler und Sohn des

Literaturnobelpreisträgers Heinrich Böll) sowie Margarita Yehorchenko (Historikerin und Hauptforscherin der Ausstellung). Videobotschaften kamen von Dmytro Stus (Sohn von Vasyl Stus und Direktor des Taras-Schewtschenko-Nationalmuseums in Kyjiw) sowie von Düsseldorfs Oberbürgermeister Dr. Stephan Keller. Musikalisch begleitet wurde der Abend von dem preisgekrönten ukrainischen Konzertpianisten Yaromyr Bozhenko. Die Ausstellung wurde vom Pilecki-Institut Berlin in Kooperation mit zahlreichen Partnerorganisationen konzipiert. Das GHH ist ihr zweiter Ausstellungsort, wo sie noch bis zum 27. März 2026 besucht werden kann.



Bild: T. Koester



Der am Eröffnungsabend verhindert war, besuchte Düsseldorfs Oberbürgermeister **Dr. Stephan Keller** wenige Tage später gemeinsam mit dem ukrainischen Schriftsteller **Juri Andrushowytch** die Ausstellung »STUS«. Keller hatte Andrushowytch bereits im Jahr 2022 mit dem Heinrich-Heine-Preis der Stadt Düsseldorf für sein literarisches Schaffen ausgezeichnet.

Bild: T. Koester



Am 3. Oktober, dem **Tag der Deutschen Einheit**, luden die Initiative (K)Einheit gemeinsam mit dem GHH zu Gesprächen, neuen Begegnungen und zu einem Stück der süßen sächsischen Spezialität »Eierschecke« ein. Denn auch 35 Jahre nach der Wiedervereinigung und 37 Jahre nach Beginn der Städtepartnerschaft zwischen Düsseldorf und Chemnitz bleiben weiterhin wichtige Fragen wie: Was trennt uns heute noch – und was verbindet uns längst?



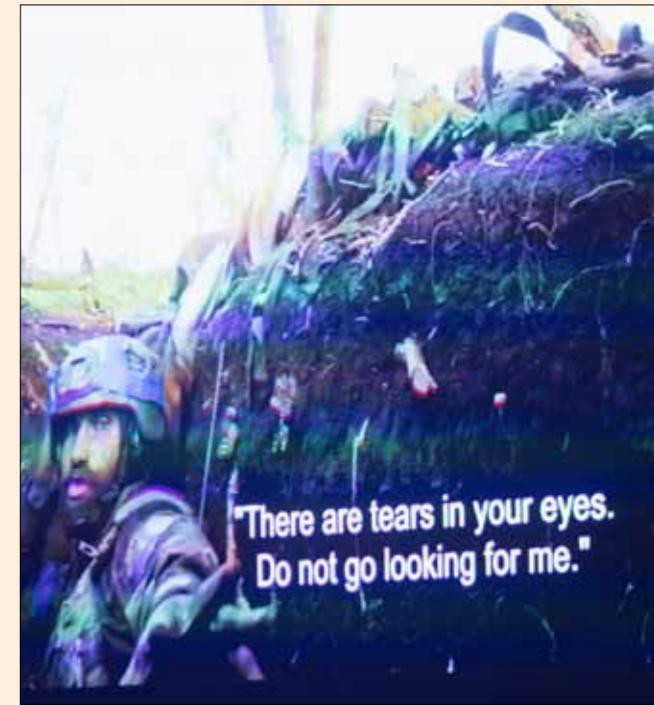
(vlnr.) Katja Schlenker (GHH), Michael Serrer, Kristina Larischová, Ilona Gonsior (GHH), Kalle Somnitz (Düsseldorfer Filmkunstkinos)

Am 8. Oktober durften wir im Programmkino CINEMA in der Düsseldorfer Altstadt die exklusive Vorpremiere von **FRANZ K.**, dem neuen Kinofilm der oscarnominierten Regisseurin Agnieszka Holland, erleben – ganze zwei Wochen vor dem offiziellen Deutschlandstart. Im Anschluss fand ein interessantes Filmgespräch mit Michael Serrer, dem ehemaligen Leiter des Literaturbüros NRW,

und Kristina Larischová, der Generalkonsulin der Tschechischen Republik in Düsseldorf, statt. Während Serrer Kafkas literarische Seite beleuchtete, gab Larischová spannende Einblicke in die heutige Wahrnehmung Kafkas in Tschechien – als Kultfigur zwischen Kommerz und Mythos. Und ja, es gab auch tschechisches Bier. Vielen Dank dafür!

Bis auf den letzten Platz gefüllte (Kino-)Säle, ein reger Austausch beim anschließenden Filmgespräch und eine sehr intensive, bewegende Atmosphäre: Das waren die drei Filmvorführungen des neuen Films des ukrainischen Regisseurs und Oscar- sowie Pulitzer-Preisträgers **Mstyslav Chernov** in Bielefeld, Kempen und Düsseldorf. **»2000 Meters to Andriivka«** begleitet ukrainische Soldaten bei ihrem Kampf um die Rückeroberung des Dorfes Andriivka und zeigt u.a. mit Helmbildaufnahmen

Mstyslav Chernov im Gespräch mit Moderator Dietmar Schulmeister (links)





Was für eine Reise! Gleich zweimal war die aus der TV-Serie »Ostwärts« bekannte Filmmacherin und Autorin **Julia Finkernagel** im September im Rahmen einer Kooperation mit den Zentralbibliotheken in Mönchengladbach und Düsseldorf zu Gast. Dort berichtete sie von ihren ungeplanten und berührenden Begegnungen in Georgien. Über die Jahre hat Finkernagel die atemberaubende Landschaft zwischen Hohem und Kleinem Kaukasus bereist, faszinierende Menschen und Geschichten aufgetan und Freundschaften fürs Leben geschlossen. Sie brachte Filmausschnitte mit, zeigte Bilder, las Passagen aus ihren Büchern und gewährte spannende Einblicke hinter die Kulissen der Dreharbeiten.



Bilder: Stanishevskaja Eugenija/GHH



Am 07. Oktober präsentierte das international renommierte Duo **Klaus-Peter Riemer** (Flöte) und **Miyuki Brummer** (Klavier) ein buntes kammermusikalisches Programm mit Meisterwerken von Johann Sebastian Bach (1685–1750) und Johann Pachelbel (1653–1706).



Spannende Einblicke in eine Familiengeschichte voller Geheimnisse gab Autor Marcel Krueger (hier neben Dr. Sabine Grabowski) bei seiner Lesung am 19. November im GHH zu seinem noch unveröffentlichten Buchprojekt »**Schattenland**«. Dieses erzählt die Geschichte seines Großonkels, eines polnischen Spions im Widerstand gegen die Nazis.



Am 20. November durften wir den Autor und Musiker **Yuriy Gurzhy** (hier neben Dr. Katja Schlenker) im GHH begrüßen. Mit seiner Lesung aus dem Buch »**Ein Aquarium voller Schlüssel. Charkiw und die Fotos meines Vaters**« nahm er das Publikum mit auf eine sehr persönliche Reise durch Erinnerungen und Geschichte. Die Veranstaltung verband Literatur und Musik und bot eindrucksvolle Einblicke in Gurzhys Herkunft und sein künstlerisches Schaffen.



Man konnte sehr viel lernen am 27. August im **Polnischen Institut Düsseldorf**. Die gemeinsame Veranstaltung mit der Heinrich-Heine-Universität und der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus brachte ein hochkarätiges Podium zusammen: Prof. Dr. Anke Hillbrenner (HHU Düsseldorf), Prof. Dr. Peter Oliver Loew (Deutsches Polen-Institut/TU Darmstadt) und Prof. Dr. Robert Traba (Zentrum für Historische Forschung Berlin/FU Berlin). Moderiert wurde das Gespräch von Bartosz Dudek, dem Leiter des polnischen Programms der Deutschen Welle. Im Fokus standen die noch immer sehr unterschiedlichen Erinnerungskulturen in Polen und Deutschland.

Bild: Winfried Halder/GHH



Am 27. Juni wurden in der Stadthalle Rheda-Wiedenbrück die Landessiegerinnen und Landessieger des **72. Schülerwettbewerbs »Begegnung mit Osteuropa«** ausgezeichnet. Aus über 5.000 Teilnehmenden und mehr als 2.000 Einsendungen gingen 47 Preisträgerinnen und Preisträger aus NRW sowie zehn aus osteuropäischen Nachbarstaaten hervor. Die kreativen Beiträge reichten von Friedensdenkmälern über Neuinterpretationen von Marc Chagall bis hin zu literarischen Ost-West-Perspektivwechseln. Unsere Kollegin Dr. Sabine Grabowski begleitete auch in diesem Jahr die Juryarbeit und die feierliche Preisverleihung.



Bilder: Sabine Grabowski/GHH



Vom 1. Oktober bis zum 14. November war unsere Wanderausstellung **»Heimat Düsseldorf – Lebensgeschichten auf Kyrillisch«** im Freiraum der Zentralbibliothek Düsseldorf zu sehen. Die Fotoausstellung unserer Kollegin Dr. Sabine Grabowski und des Düsseldorfer Fotografen Thomas Stelzmann erzählt die (Lebens-)Geschichten von 22 Menschen mit Wurzeln in Sibirien, Kasachstan, Zentralrussland oder der Ukraine, die aus unterschiedlichen Gründen ihre Heimat verlassen haben und heute in Düsseldorf zu Hause sind.



Bilder: Eugenia Stanishevskaya/GHH

Am 04. November fand eine Podiumsdiskussion mit anschließender virtueller Führung durch das »Museum of Stolen Art« statt. Das von ukrainischen Kreativen gegründete digitale Museum dokumentiert Kulturgüter, die im russischen Angriffskrieg zerstört, gestohlen oder verschwunden sind. Mithilfe moderner 3D-Technologie können Besucherinnen und Besucher ohne Anmeldung durch eine frei zugängliche Galerie navigieren und digital rekonstruierte Werke entdecken. Die Ausstellung ist digitales Mahnmal, dient der Erinnerung und ist zugleich Werkzeug für künftige Restitutionsprozesse. Während Museen, Bibliotheken und Archive in der Ukraine bombardiert werden, stellt das Museum ein starkes Zeichen des Widerstands dar. Im Rahmen der Veranstaltung gab Olena Zenchenko (Mitbegründerin und Kuratorin des Museums) eine virtuelle Führung durch den digitalen Ausstellungsraum. Anschließend diskutierte Iryna Shostak (Mitbegründerin und Advocacy-Managerin des Museums) gemeinsam mit Hanna Radziejowska (Pilecki-Institut Berlin) und Christian Jacques (Universität Straßburg) über kulturellen Widerstand, die Rolle von Museen in Kriegszeiten und die Zukunft des ukrainischen Kulturerbes.

Online-Zugang zum »Museum of Stolen Art« unter www.museumofstolen.art/en



Bild: Anja Sopart/GHH



Bild: Ilona Gonsior/GHH



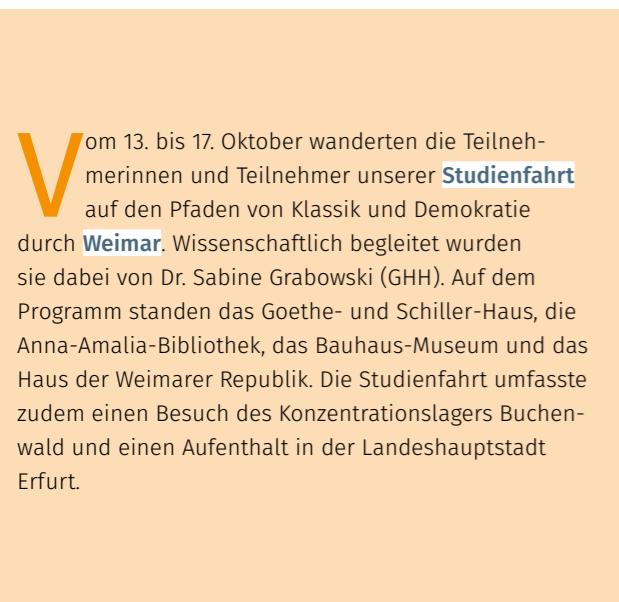
Die Sinfonietta Vivazza begeisterte am 10. Oktober das Publikum im GHH mit ihrem Programm »Eroica Revisited«. Das Ensemble präsentierte Beethovens »Eroica« in einer kammermusikalischen Fassung für neun Instrumente. Kraftvoll und intim zugleich entfaltete sich die bekannte Sinfonie, ergänzt durch Mendelssohns Hebriden-Ouvertüre. Höhepunkte des Abends waren zwei seltene Wiederentdeckungen: Jerzy Fitelbergs Oktett wurde erstmals aufgeführt, Ursula Mamloks »One Piece« erlebte seine Deutschlandpremiere. Ein gelungener Abend voller musikalischer Überraschungen, spannender Perspektiven und packender Klangwelten.



In einem **Workshop** der Düsseldorfer Hochschule und des Düsseldorfer Erinnerungsorts Alter Schlachthof, der im November gemeinsam mit dem GHH stattfand, setzten sich die teilnehmenden Jugendlichen künstlerisch mit der Frage auseinander, was Befreiung vor 80 Jahren für die Überlebenden der NS-Verfolgung bedeutete. Mit Collagen, Zeichnungen, Texten und Fotos entstanden **persönliche Zines**, die individuelle Zugänge zu den Geschichten der Deportierten und ihrer Rückkehr nach 1945 eröffnen. Die fertigen Zines wurden anschließend an der Hochschule Düsseldorf ausgestellt.



Bilder: Cegerxwun Körögölü



Bauhaus-Universität



Anna-Amalia-Bibliothek

Bilder: Sabine Grabowski/GHH



Goethe-Schiller-Denkmal vor dem Deutschen Nationaltheater



Goethes Garten

Bilder: Sabine Grabowski/GHH

Vom 13. bis 21. September reisten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer unserer diesjährigen **Studienfahrt** durch die baltischen Staaten **Litauen, Lettland und Estland**. Wissenschaftlich begleitet von Dr. Katja Schlenker und Prof. Dr. Winfrid Halder tauchten sie dabei in rund 800 Jahre Kultur und Geschichte des Ostseeraums ein. Auf dem Programm standen die Kurische Nehrung mit dem Thomas-Mann-Haus in Nida (ehemals Nidden), Schloss Rundāle, Stadtexkursionen durch Riga, Tartu und Tallinn sowie Besuche des Gauja-Nationalparks und der Bischofsburg von Turaida. Die Studienfahrt bot nicht nur Einblicke in die Geschichte von der Hanse über die Ritterorden bis zur Moderne, sondern auch Gelegenheit, sich mit der wechselvollen Geschichte des Baltikums auseinanderzusetzen und über seine Rolle im europäischen Machtgefüge sowie seine Verflechtungen mit Deutschland bis in die Gegenwart zu reflektieren.



Bild: Winfrid Halder/GHH



Lübeck



Nidden – Thomas Mann Haus



Nidden – Thomas Mann Büste



Riga



Tallinn – estnische Holzarchitektur



Riga

Bilder: Winfried Halder/GHH



Dom in Riga



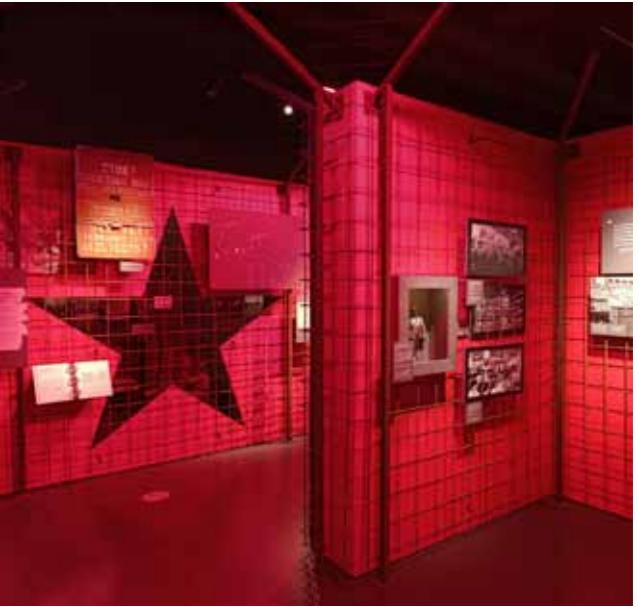
Riga – Gedenkstätte Bikernieki



Tallinn – Schloss Kadriorg



Domfenster



Riga – Lettisches Okkupationsmuseum



Blick von der Burg Treyden (lettisch Turaida)

Bilder: Winfried Halder/GHH

Flucht und Vertreibung aus dem historischen deutschen Osten 1945-2025. Ein Blick zurück und nach vorn

**Ansprache zum »Tag der Heimat« am Sonntag, dem 7. September 2025,
Friedhof Leverkusen-Manfort¹**

VON WINFRID HALDER

Wir richten heute zusammen den Blick zurück auf das Ende des Zweiten Weltkrieges und wir sind versammelt, um all der Opfer zu gedenken, die dieser gefordert hat, insbesondere aber erinnern wir heute an die Opfer von Flucht und Vertreibung aus dem historischen deutschen Osten. Ich möchte einige Gedanken dazu mit zwei Zitaten einleiten:

»Ich bin dafür, dass alles immer neu genannt wird, was man so ganz üblich als ‚unbewältigt‘ bezeichnet, aber ich denke nicht, dass es damit ‚bewältigt‘ ist. Es muß getan werden, nur auf Hoffnung.«²

»Die Deutschen, international als Weltmeister der Vergangenheitsbewältigung bewundert, haben ein bedeutendes Kapitel ihrer Geschichte links liegen lassen.«³

Beide Zitate, deren Herkunft ich Ihnen noch erläutern werde, beziehen sich auf den Zweiten Weltkrieg, seine Voraussetzungen und Folgen im Allgemeinen, zugleich auf Flucht und Vertreibung der Deutschen und die öffentliche Erinnerung daran im Besonderen. Beide wollen offenbar zum Ausdruck bringen, dass es diesbezüglich Defizite gibt, dass noch mehr getan

werden muss. Die Mahnung hinsichtlich der Unzulänglichkeit der Auseinandersetzung mit diesem Themenbereich geht natürlich weniger an unsere eigene Adresse, denn wir sind ja hier und heute zum Zwecke der Erinnerung zusammengekommen. Aber wir sind, das zeigt der Blick in die Runde, doch nur wenige in einer gar nicht so kleinen Stadt wie Leverkusen mit derzeit rund 168.000 Einwohnerinnen und Einwohnern. Dass unser Kreis zahlenmäßig überschaubar ist, hat natürlich auch mit den Zeitaltern zu tun. Dieses Gedenkjahr 2025 ist ja ein besonderes Gedenkjahr, denn, das wissen wir alle, das Ende des Zweiten Weltkrieges liegt jetzt 80 Jahre zurück. Es hat seit Jahresbeginn vielerlei Erinnerungsformate dazu gegeben, auf öffentliche und private Initiativen hin, bei Kundgebungen, in den Medien und so weiter. Vieles davon haben Sie bestimmt zur Kenntnis genommen.

Acht Jahrzehnte sind also seither verflossen und dies hat zur Folge, dass die Zahl der Menschen, die noch persönliche Erinnerungen an diese Zeit haben können, inzwischen gering ist.

Legt man die Altersgruppe der über 80-jährigen Menschen in der Gesamtbevölkerung der Bundesrepublik Deutschland zugrunde, beträgt ihr Anteil noch etwa 7 Prozent. Unlängst hat der Westdeutsche Rundfunk im Rahmen einer Dokumentation zum Thema Flucht und Vertreibung aus dem historischen deutschen Osten Berechnungen vorgelegt, die ergeben, dass von den mehr als 12 Millionen Angehörigen der sogenannten »Erlebnisgeneration«, die zusammengekommen in den vier Besatzungszonen beziehungsweise beiden späteren deutschen Staaten eingetroffen sind, derzeit noch rund 840.000 Personen leben. Von den etwa 2,6 Millionen Menschen, die als Angehörige dieser »Erlebnisgeneration« nach Nordrhein-Westfalen gekommen sind, sollen demzufolge noch etwa 131.000 am Leben sein. Bezogen auf die Gesamtbevölkerung der Bundesrepublik Deutschland, die laut Angaben des Statistischen Bundesamtes im März 2025 83.517.000 Menschen umfasste, ergibt sich ein Anteil von wenig mehr als einem Prozent. Bezogen auf die Gesamtbevölkerung Nordrhein-Westfalens, die gemäß der offiziellen Statistik des



Landes zum Jahresende 2024 bei 18.034.454 Menschen lag, ergibt sich ein Anteil von etwas mehr als 0,7 Prozent. Das heißt, das unmittelbare individuell-persönliche Wissen um Flucht und Vertreibung aus dem historischen deutschen Osten, um dessen Vor- und Nachgeschichte wird in naher Zukunft gänzlich geschwunden sein.

Ich möchte hier nicht indezent sein, ich meine aber, dass es unabdingbar ist, diese Tatsache in aller Klarheit zu sehen. Das ist auch schmerzlich, das weiß ich. Ich weiß es sogar sehr unmittelbar: Meine eigene Mutter, geboren 1934 im oberschlesischen Groß Strehlitz, hatte fünf Geschwister, die wie sie noch am gleichen Ort geboren wurden. Von den sechs Groß Strehlitzer Geschwistern lebt jetzt noch der jüngste Bruder – geboren im Januar 1945 und im Alter von wenigen Tagen auf dem Arm meiner Großmutter von dort geflohen. Es gibt also in meiner Familie von mütterlicher Seite her niemand mehr, der über persönliche Erinnerungen an den Herkunfts-ort verfügen könnte. Mein Vater, Jahrgang 1929 und 2019 verstorben, stammte seinerseits aus Groß Strehlitz. Von den insgesamt fünf Geschwistern auf der väterlichen Seite lebt niemand mehr.

Wir hatten viele Abschiede zu nehmen in den vergangenen Jahren und einige weitere stehen uns bevor. Nochmals: So schmerzlich das für jede einzelne und jeden einzelnen von uns ist, wir müssen dieser Tatsache ins Auge blicken und wir müssen daraus Schlussfolgerungen ziehen, wenn es unser gemeinsames Anliegen ist, dass die Erinnerung an Flucht und Vertreibung aus dem historischen deutschen Osten auch in den kommenden Generationen erhalten bleibt. Das ist ja

gerade das, was wir denen schuldig sind, hier und jetzt, die von uns gegangen sind – ihr Schicksal, ihr Leiden soll nicht in Vergessenheit geraten, soll auch künftigen Generationen noch Mahnung sein, auch wenn die direkt Betroffenen selbst nicht mehr davon erzählen können.

Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung der Deutschen lag in den vergangenen acht Jahrzehnten nicht nur, aber doch in sehr großem Umfang in den Händen derer, die eben selbst betroffen waren. Das war auch ganz natürlich so. Wenn aber eine Aufgabe in andere Hände übergeht, das scheint mir ebenso ganz natürlich zu sein, wird sich stets auch die Art und Weise ihrer Erfüllung verändern. Und es wird schwerlich ohne individuelles Verlustempfinden abgehen bei denen, die den Übergangsprozess miterleben oder sogar mitvollziehen. Ich möchte das an zwei Beispielen erläutern: Als ich vor fast genau 19 Jahren die Leitung des Gerhart-Hauptmann-Hauses übernehmen durfte, gehörte es ganz selbstverständlich zu meinem Aufgabenbereich, die Arbeitsgemeinschaft der Heimatstuben in Nordrhein-Westfalen zu unterstützen. Mit großem Respekt konnte ich damals noch erfahren, mit wie viel Engagement, ja Liebe sehr viele Menschen ehrenamtlich Heimatstuben unterhielten, Besucherinnen und Besucher empfingen und informierten, sich um die Pflege der Bestände kümmerten und vieles mehr. Viele dieser Einrichtungen sind jedoch seither verschwunden, und nicht immer sind Bestände rechtzeitig in andere Hände übergegangen. Viele Objekte, an denen Herzblut hing, sind verloren gegangen. Das macht

¹ Ich danke herzlich Herrn Rüdiger Scholz MdL für die Einladung, die mir die Möglichkeit zu dieser Ansprache eröffnet hat.

² Johannes Bobrowski: Benannte Schuld – gebannte Schuld? Vortrag in der Evangelischen Akademie Berlin-Brandenburg [02. Dezember 1962], in: Ders.: Selbstzeugnisse und Beiträge, Berlin 1967, S. 26-33; hier S. 32.

³ Jochen Buchsteiner: Wir Ostpreußen. Eine ganz gewöhnliche deutsche Familiengeschichte, München 2025, S. 46.

traurig. Aber es ist so. Denn die wohl beste Alternative zu den in aller Regel ehrenamtlich betriebenen Heimatstuben sind die professionell unterhaltenen Museen, die über bezahltes Personal, konservatorisches und sonstiges Fachwissen, aber naturgemäß nur über begrenzte Kapazitäten verfügen. Da tritt eben oft an die Stelle des Herzblutes das nüchterne Kalkül hinsichtlich der vorhandenen Magazin- und sonstigen Ressourcen – und damit wohl zwangsläufig oft auch die Entscheidung gegen die Übernahme von Objekten, die zuvor Jahrzehntelang gehegt und gepflegt wurden.

Und ein weiteres Beispiel: Als ich Direktor des Gerhart-Hauptmann-Hauses wurde, das war Anfang Oktober 2006, wurde mir rasch klar, dass eine der wichtigsten und größten Veranstaltungen des ganzen Jahres in unserem Haus schon kurz bevorstand, nämlich der Ostdeutsche Weihnachtsmarkt. Der war gesetzt für den zweiten Advent – »schon immer«, wie mir versichert wurde. Ich hatte dann als Neuling den Wunsch an diesem zweiten Advent 2006 möglichst alle Stände und Gruppen, die im Erdgeschoss und auf allen vier Etagen des Hauses ihre Angebote machten, wenigstens kurz aufzusuchen. Das ist mir kaum gelungen, denn es waren so viele!

2020, also 14 Jahre später, beendete die Corona-Pandemie die Geschichte des Ostdeutschen Weihnachtsmarktes in unserem Haus endgültig. Wir durften ihn gar nicht durchführen in jenem Jahr, die damals geltenden Infektionsschutzvorgaben ließen das nicht zu. Doch bereits in den

Jahren davor hatte ich das Zusammenschrumpfen der Angebote mitangesehen, schließlich nutzten wir nur noch den Eichendorff-Saal, der reichlich Platz bot für alle, die sich noch beteiligen wollten und konnten.

Ich verstehe, dass ich auch nach 2020 verschiedentlich darauf angesprochen worden bin, den Weihnachtsmarkt wiederaufleben zu lassen. Wir haben

uns dagegen entschieden. Das tut manch einem und manch einer, die sich an die früheren Weihnachtsmärkte erinnern, noch immer weh. Ich weiß das. Und doch bin ich der Überzeugung, dass es besser so ist. Und zwar gerade mit Rücksicht auf diejenigen, die ihre schönen Erinnerungen an manch einen zweiten Advent in unserem Haus haben. Sollen wir ihnen zumuten, nur noch einen schwachen Abglanz, um nicht zu sagen, eine Karikatur dessen geboten zu bekommen, was einmal war? Der Weihnachtsmarkt lebte doch insbesondere von den Menschen, die ihn so lange trugen. Ich erinnere mich besonders an die Marzipanbäckerinnen und -bäcker, denn ich habe, zugegeben, eine Schwäche für die süße Masse. Die kamen schon Tage vor dem Weihnachtsmarkt ins Haus, um ihre Leckerei vorzubereiten, ich kam nur allzu gern zum Pro-

bieren vorbei, man hätte mich gar nicht eigens dazu eingeladen müssen. Die Gelegenheit habe ich aber nicht mehr, und wir alle wissen, warum das so ist. Was bleibt mir heute? Ich kaufe allenfalls bei Niederegger ein, wenn wir unsere Tochter in Lübeck besuchen. Aber das ist – natürlich – etwas ganz anderes. Und mir obendrein meist zu teuer.

Als ich vor eben jenen 19 Jahren im Gerhart-Hauptmann-Haus zu arbeiten begann, war ich nicht nur hinsichtlich der Dienstzeit dort, sondern auch mit Blick auf das persönliche Lebensalter der Jüngste dort, 43 Jahre alt. Heute bin ich der mit Abstand Dienstälteste und der Älteste auch sonst. Ein vollständiger Personalwechsel ist erfolgt, in fast allen Fällen durch Verabschiedung in den Ruhestand. Etliche meiner heutigen Kolleginnen und Kollegen kennen den Weihnachtsmarkt nur noch als sozusagen mythisches Ereignis aus der Geschichte des Hauses, dessen Erwähnung bei Wenigen noch leuchtende Augen erzeugt, bei den mehrheitlich anderen aber allenfalls ein Achselzucken. Wie sollte das anders sein? Das heißt aber eben nicht, dass diejenigen, denen das Stichwort »Heimatstube« oder »Weihnachtsmarkt« wenig oder nichts sagt, weniger geeignet oder gar ungeeignet wären, unser gemeinsames Anliegen, nämlich die Erinnerung an den historischen deutschen Osten und seine Menschen weiterzutragen. Sie tun es nur anders, weil sie – etwa im Studium – von für sie zunächst fernen oder abstrakten Dingen gehört haben, die für andere vor ihnen persönliche Erfahrung, ja tiefes persönliches Leid darstellten.

Auf das Menschenrecht auf Heimat zu pochen, um dazu beizutragen, dass andere Menschen – wo auch immer auf dieser Welt – davor bewahrt bleiben, das gleiche Unrecht zu erleiden.

Es ist unmöglich, in gleicher Art und Weise damit umzugehen – und wenn es die Jüngeren versuchen würden, würde das sehr schnell ins Uechte, in womöglich schlechte Schauspielerei abgleiten. Ich verstehe, dass für viele heute noch Lebende der Heimatverlust eine unheilbare, eine bis zuletzt schmerzende Wunde bleibt. Ich mache zuweilen das Gedankenexperiment, wie es für mich wäre, wenn mein grünes oberbayerisches Tal zwischen den Chiemgauer Alpen, wo ich »daheim« bin, mir plötzlich mutwillig entzogen würde. Wenn ich nicht mehr das Haus meiner Kindheit aufsuchen könnte, wenn mir die Kirche verschlossen wäre, in der ich zur Erstkommunion und zur Firmung gegangen bin, in der ich geheiratet habe und auf deren Friedhof meine Eltern begraben liegen. Der Gedanke allein macht das Herzbekommen – und doch bleibt er notwendig ein Experiment, eine Vorstellung, die mir nicht wirklich dauerhaft nahegeht, denn es ist ja nicht so. Daher kann ich auch nicht über Heimatverlust sprechen wie andere das tun müssen – ich will es auch nicht versuchen, denn das wäre eben unecht.

Ich habe aber immerhin eine Vorstellung davon, was Heimatverlust bedeutet und kann daher – keineswegs nur mit Blick



auf meine Eltern, sondern eben ganz allgemein – als Historiker darüber sprechen, dass ein erzwungener Heimatverlust immer ein schweres Unrecht darstellt. So wie es auch die Charta der Heimatvertriebenen sagt, an deren Verkündung vor 75 Jahren wir dieses Jahr auch erinnern.

Das, was wir im Gerhart-Hauptmann-Haus heute tun und die Art und Weise, wie wir es tun, mag auf manche von Ihnen arg nüchtern, allzu distanziert wirken. Ich meine jedoch: Anders kommt es uns nicht zu. Ich bin kein Vertriebener, wir sind keine Vertriebenen, anders als meine Eltern und so viele andere. Ich hoffe zugleich, dass spürbar ist, dass bei aller Nüchternheit der mitmenschliche Respekt vor dem unauslöschlichen Schmerz, der viele noch immer umtreibt, unverwandt vorhanden ist. Aber, wie schon angedeutet, ist es nicht zuletzt dieser Respekt, der uns dazu verpflichtet, zur Erhaltung einer dauerhaften Erinnerung an das Unrecht von Flucht und Vertreibung beizutragen. Auf das Menschenrecht auf Heimat zu pochen, um dazu beizutragen, dass andere Menschen – wo auch immer auf dieser Welt – davor bewahrt bleiben, das gleiche Unrecht zu erleiden. Dabei scheitern wir täglich und werden weiterhin scheitern, denn leider sind Flucht und Vertreibung auch heute an der Tagesordnung. Aber wir Deutschen von heute und auch die von morgen haben eben trotzdem in besonderer Weise die historische Pflicht, in diesem Pochen nicht nachzulassen, weil unsere Vorfahren in besonderer Weise davon betroffen waren.

Natürlich gehört dazu auch immer die Erinnerung an die Voraussetzungen dieses historisch beispiellosen Prozesses von

Zwangsmigration – schon wieder so ein nüchtern Begriff – und das heißt, wir müssen unsere Geschichte insgesamt in den Blick nehmen, um zu verstehen, wie es dahin kommen konnte. Dass dabei die Jahre zwischen 1933 und 1945 und die Erinnerung an die Verbrechen der nationalsozialistischen Diktatur und ihrer Helfer einen besonderen Stellenwert haben und behalten müssen, versteht sich. Aber die Vermittlung muss in einem vor allem zeitlich viel weiter gesteckten Rahmen geschehen. Ich will das abschließend an einem Beispiel erläutern: Vielleicht hat jemand von Ihnen gesehen, dass wir dieses Jahr eine Exkursion unter dem Titel »500 Jahre Deutscher Bauernkrieg« im Programm hatten. Und ja, wir sind eine nach Paragraph 96 des Bundesvertriebenengesetzes institutionell durch das Land Nordrhein-Westfalen geförderte Einrichtung. Was in Gottes Namen, so mag manch einer fragen, haben die eigentlich in Thüringen verloren? Die Frage ist völlig legitim, sie verdient demnach natürlich auch eine Antwort. Um es kurz zu machen: Wir sind von Erfurt nach Eisleben gefahren, vom Studienort also zum Geburtsort Martin Luthers, unterwegs aber passiert man dabei das heutige Bad Langensalza. Man kommt also am Geburtsort Hermann von Salzas vorbei, jenes vierten Hochmeisters des Deutschen Ordens also, geboren um 1162, gestorben 1239, der vor fast genau 800 Jahren die Entscheidung traf, den Schwerpunkt der Ordensaktivitäten in den nördlichen Ostseeraum zu verlegen. Dass dies wesentlich dazu beitrug, die Weißen für die jahrhundertlange Verknüpfung der deutschen Geschichte mit der Geschichte der Völker dieses nördlichen

Ostseeraumes zu stellen, kann und brauche ich hier nicht näher zu erläutern. Wer auch nur Grundkenntnisse der Geschichte Ostpreußens, aber auch des noch weiter nördlich gelegenen baltischen Raums hat, weiß was ich meine. Hermann von Salza traf diese Entscheidung übrigens unmittelbar nachdem Expansionspläne des Ordens in einem ganz anderen Teil Europas, nämlich in Siebenbürgen, gescheitert waren. Da steht man denn auf dem Marktplatz jenes kleinen thüringischen Städtchens und sieht unversehens die Verbindungslien von dort in den heute polnischen, den litauischen, den lettischen, den estnischen Raum und in der entgegengesetzten geographischen Richtung in den heute rumänischen Raum Siebenbürgens, der ja lange zu Ungarn gehört hat. Jener Sohn eines kleinen Adelsgeschlechtes in Thüringen gehört also – in gewisser Weise – zur deutschen, zur polnischen, litauischen, lettischen, estnischen und zur ungarischen und rumänischen Geschichte. Und die Folgen seines Handelns dauern über Jahrhunderte ebenso in gewisser Weise bis heute an – man muss nur genau hinschauen.

Wenn wir nächstes Wochenende mit unserer diesjährigen Studienreise nach Litauen, Lettland und Estland aufbrechen, hat das also auch, immerhin ein Stück weit mit Hermann von Salza zu tun. Und mit Eisleben, Martin Luthers Geburtsort. Denn der neben Philipp Melanchthon engste Mitarbeiter Luthers war Johannes Bugenhagen. Bugenhagen, der 1485 im heute polnischen Wolin/Wollin geboren wurde, war also ein Pommern, schon die Zeitgenossen nannten ihn den »Doctor Pomeranus«. Eben jener Bugenhagen, der Sohn der Ostseeregion also, war nicht nur Martin Luthers Vertrauter und Beichtvater, er war auch der führende Kopf der Reformation im nördlichen Ostseeraum. Diese fasste dort, nicht zuletzt dank Bugenhagens, so früh und nachhaltig Wurzel wie in kaum einer anderen Region Europas. Die Esten und Letten wurden frühzeitig also mehrheitlich lutherische Protestanten. Im 19. Jahrhundert waren es oft gerade die lutherischen Pfarrer, die sehr oft Deutsch und die Landessprache beherrschten, schriftkundig und gelehrt, welche anfingen, lettische und estnische Volksüberlieferungen zu sammeln und zu verschriftlichen. Das hat zum Entstehungsprozess der dortigen Schriftsprachen und des eigenständigen kulturellen Selbstverständnisses nicht unwesentlich beigetragen. Und damit den wohl mächtigsten Baustein zum Selbstbehauptungswillen der baltischen Völker mitentstehen lassen, der die Russifizierungspolitik der Zaren und der folgenden kommunistischen Diktatur scheitern ließ und uns damit diese heute so wichtigen Partner bei der Verteidigung gegen einen erneuten russischen Imperialismus bescherte. Hermann von Salza und Johannes Bugenhagen und die Folgen, die bis heute andauern – deswegen fahren wir eben auch nach Thüringen. Und nach Riga, Tartu/Dorpat und Tallinn/Reval oder bei anderer Gelegenheit auch wieder nach

Gdansk/Danzig, alles Städte, die einst – genau wie Hamburg, Lübeck und Bremen, aber auch Dortmund, Soest und so viele andere Städte zur Hanse gehörten. Und in denen bis ins 20. Jahrhundert hinein sehr viele, wenn nicht die meisten Menschen Deutsch sprachen. Weil das alles zusammengehört – weil das Europa ist. Man muss nur hinschauen, mit breiter Perspektive.

Kein anderes europäisches Volk ist historisch so mit den östlichen und südöstlichen Nachbarn verknüpft wie wir Deutschen. Flucht und Vertreibung aus dem historischen deutschen Osten, an deren Entstehung die eigene deutsche Mitverantwortung die größte ist, haben dafür gesorgt, dass diese Verknüpfung heute weit weniger offenkundig ist als viele Jahrhunderte zuvor. Diejenigen aber, zu deren unmittelbarer persönlicher Lebens- und Erfahrungswelt diese Verknüpfung noch mit voller Selbstverständlichkeit gehörte, verlassen uns oder haben dies schon getan. Unsere Aufgabe als Heutige ist und bleibt es, den Blick wieder darauf zu lenken. Damit ehren wir das Andenken derer, die Flucht und Vertreibung erlitten haben, und wahren zugleich das kulturelle und historische Erbe vieler Generationen zuvor.

Und damit bin ich zuallerletzt, wie versprochen, bei den beiden eingangs zitierten Sätzen: »Ich bin dafür, dass alles immer neu genannt wird, was man so ganz üblich als ‚unbewältigt‘ bezeichnet, aber ich denke nicht, dass es damit ‚bewältigt‘ ist. Es muß getan werden, nur auf Hoffnung.«

»Die Deutschen, international als Weltmeister der Vergangenheitsbewältigung bewundert, haben ein bedeutendes Kapitel ihrer Geschichte links liegen lassen.«

Der erste von den beiden Sätzen, die ja eigentlich das gleiche aussagen, stammt von dem ostpreußischen Dichter Johannes Bobrowski. Er formulierte ihn in einem Vortrag vor der Evangelischen Akademie Berlin-Brandenburg am 02. Dezember 1962 – einen Tag vor meiner Geburt, ich bin also gerade eben so nicht dabei gewesen. Bobrowski, ostpreußischer Protestant, der wie kein anderer deutscher Dichter den deutsch-litauischen Beziehungsraum beleuchtet hat, starb am 02. September 1965, nur 48 Jahre alt, vor fast auf den Tag genau 60 Jahren also.

Der zweite Satz stammt aus dem Buch »Wir Ostpreußen. Eine ganz gewöhnliche deutsche Familiengeschichte«, das Jochen Buchsteiner, hauptamtlich Journalist bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, vor einigen Wochen, also jetzt im Sommer 2025 veröffentlicht hat. Beide Sätze, zwischen denen 60 Jahre liegen, stecken unsere Aufgabe ab, so meine ich. Wir haben also gerade erst angefangen. Und wir sind die Fortsetzung denen schuldig, die vor uns waren – und erst recht denen, die nach uns kommen. Denen wir ein einiges, sich seiner historischen Verbundenheit bewusstes und freies Europa hinterlassen sollten.

Es muss getan werden, nur auf Hoffnung. ■

Ausstellung Warschauer Aufstand



Besuch Wolfsschanze



Bilder: Janika Toellner

»Unser Dialog«

Gemeinsames Seminar mit der Lehndorff-Gesellschaft und dem NATO Multinational Corps Northeast in Steinort/Sztynort

VON SABINE GRABOWSKI

»Are we Allies? – Sind wir Verbündete?« Die kritische Frage aus dem Kreis der Teilnehmenden richtet sich unmittelbar an die Gruppe deutscher und polnischer Studierender sowie deutscher und polnischer Soldaten. Im Vorträgsraum der polnischen Brigade in Lötzen/Giżycko blicken die Fotos ehemaliger polnischer Kommandanten ernst von der Wand. Im Raum ein Kreis von zwanzig jungen Polen und Deutschen, die seit mehreren Tagen miteinander diskutieren. In Kleingruppen haben sie heute Fragen vorbereitet, die sich aus den vorangegangenen Vorträgen ergeben haben, – zugespitzte Fragen, die sich mit der gemeinsamen Geschichte und der aktuellen Sicherheitspolitik auseinandersetzen.

»Unser Dialog« ist das Format eines gemeinsamen Seminars der Lehndorff-Gesellschaft e.V. unter besonderem Einsatz ihrer Vorsitzenden Bettina Bouresh und des NATO Multinational Corps Northeast (MNC NE) in Stettin/Szczecin organisiert in Kooperation mit der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus und der polnischen Stiftung FOSA. Fünf Studierende der Nationalen Sicherheit von der Universität Szczecin und fünf Studierende der Geschichtswissenschaft an der Heinrich-Heine-Universität treffen hier Ende August 2025 mit jeweils fünf polnischen und deutschen Soldaten des NATO-Corps Nordost zusammen. Ziel der Veranstaltung ist der Austausch der jungen Europäer zu historischen und

sicherheitsrelevanten Themen, die sich aus der Lage und dem Schicksal des Erinnerungsortes Steinort/Sztynort im nördlichen Masuren ergeben.

»Unser Dialog – Eine polnisch-deutsche Debatte in Steinort/Sztynort über Geschichte, Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa« startete mit einer ersten Begegnung der Studierenden und Soldaten in Danzig/Gdańsk. Die Studierenden organisierten eine Tour durch die beeindruckende Altstadt der Hansemetropole und gaben Einblicke in die wechselvolle deutsch-polnische Geschichte der Stadt. Am Abend ging es mit dem Bundeswehr-Bus nach Willkassen/

Führung Steinort Schloss mit Piotr Wagner



Bilder: Sabine Grabowski

Wilkasy am Löwentinsee/Jezioro Niegocin, wo die Gruppe für die nächsten Tage in kleinen Häuschen am See untergebracht war. Das nahegelegene Steinort/Sztynort aber stand im Zentrum der nun beginnenden Diskussionen. Bei einer Führung durch das Schloss erläuterte Piotr Wagner die dramatische Geschichte des Ortes und die aktuellen Entwicklungen rund um die Erhaltung des Gebäudes und des Parks mit seinen vielfältigen Elementen.

Dieter Bingen, der ehemalige, langjährige Leiter des Deutschen Polen-Instituts in Darmstadt und der Journalist und Publizist Adam Krzeminski diskutierten in einer von Sabine Grabowski moderierten Podiumsdiskussion die Bedeutung dieses europäischen Ortes, an dem sich Vergangenheit und Zukunft begegnen. Die Relevanz von Steinort zeigte sich zudem bei einer Rundfahrt um den Mauersee/Jezioro Mamry. Das Schloss liegt keine 30 Kilometer entfernt von der Grenze zum Oblast' Kaliningrad und damit der

Schloss Steinort am Mauersee war der Sitz der Familie von Lehndorff in Ostpreußen. Während des Zweiten Weltkriegs hatte NS-Außenminister von Ribbentrop das Schloss den monströsen Bunkerbauten des Führerhauptquartiers in der nahegelegenen »Wolfsschanze« vorgezogen und sich in einem Flügel einquartiert, während gleichzeitig die im Widerstand gegen das Regime engagierte Familie den anderen Flügel bewohnte. Der letzte Erbe des Barockschlosses und seiner Gutsanlage, Heinrich Graf von Lehndorff, wurde wegen seiner Teilnahme am Attentat vom 20. Juli 1944 von den Nationalsozialisten hingerichtet, seine Familie geächtet. Nach dem Krieg wurde das Schloss

EU-Außengrenze zu Russland. Die vielzitierte Suwałki-Lücke, die Engstelle der Landverbindung zu den baltischen NATO-Partnern, ist in einer guten Stunde Fahrtzeit zu erreichen. Der Krieg Russlands gegen die Ukraine erschien hier wesentlich greifbarer, als er im Westen Deutschlands mitunter empfunden wird. Auf die Konsequenzen von Krieg und Zerstörung wies Brigadegeneral Ulrich Spannuth in einer eindringlichen Ansprache auf der über dem Mauersee gelegenen Kriegsgräberstätte Jägerhöhe hin. Hier sind deutsche und russische Soldaten des Ersten Weltkriegs nebeneinander beigesetzt. Was Krieg für die Zivilbevölkerung bedeutet, konnte die Partnerorganisation FOSA am Folgetag mit einem Beitrag zum Zivilschutz für die Region erhellen. Die Beschreibung der Evakuierungspläne für 80 Prozent der Bevölkerung ließen an die bitteren Erfahrungen denken, die Menschen hier vor 80 Jahren machen mussten. Was sich aus der Geschichte für die Gegenwart lernen lässt, war dann auch das Thema der Historiker: Sabine Grabowski (GHH) erläuterte unterschiedli-

Verwaltungssitz einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, seit den 1980er-Jahren stand es leer und ging zugrunde. Dank verschiedener internationaler Initiativen sowie nicht zuletzt der Lehndorff-Gesellschaft und der finanziellen Unterstützung der Bundesregierung konnte der Verfall gestoppt und über eine zukünftige Nutzung als Begegnungsort nachgedacht werden. Nach der Sicherung des Daches wurde im Sommer 2025 die Renovierung der Fassade fertiggestellt. Das Multimediale Zentrum MEMUAK informiert in der ehemaligen Scheune über Ökologie und Segelsport auf den masurischen Seen und bietet jetzt neben Arbeits- und Konferenzräumen auch ein Café an.

Stadtführung Danzig



Bilder: Sabine Grabowski

che Geschichtswahrnehmungen, die die deutsch-polnischen Beziehungen bis in die Gegenwart hinein durchziehen. Stefan Marcinkiewicz von der Ermlandisch-Masurischen Universität Olsztyn/Allenstein schilderte demokratiefeindliche Einstellungen im südlichen Ostpreußen in den 1930er- und 1940er-Jahren, die zum Nachdenken anregten.

Ein Besuch des ehemaligen Führerhauptquartiers »Wolfsschanze« bei Rastenburg/Kętrzyn vertiefte die Auseinandersetzung mit den Folgen von antidebaktrischem Denken, Diktatur und dem Wahnsinn eines Weltkrieges, der aus dem beschaulichen masurischen Wald heraus gesteuert werden sollte. Das Gelände mit den brachialen Bunkerbauten wird seit kurzem von der staatlichen Forstverwaltung betreut und bietet neben der historischen Auseinandersetzung nun auch einen Blick auf die Rückeroberung der Natur durch Fledermäuse, Moose und Flechten. Ein Vortrag von Uwe Heckert, dem stellvertretenden Vorsitzenden der Lehndorff-Gesellschaft, über den Widerstand des 20. Juli 1944 und ein Beitrag des Hobby-Historikers und politischen Betreuers der Soldaten Oberst Maciej Zaborowski über den Warschauer Aufstand im August 1944 zeigten die unterschiedlichen Gewichtungen historischer Ereignisse auf deutscher und polnischer Seite. Die verschiedenen Standpunkte gaben Anlass zu ausgedehnten Diskussionen unter den Teilnehmenden und konnten auf einer abendlichen Bootsfahrt über den Löwentinsee/Niegocin weiter vertieft werden.

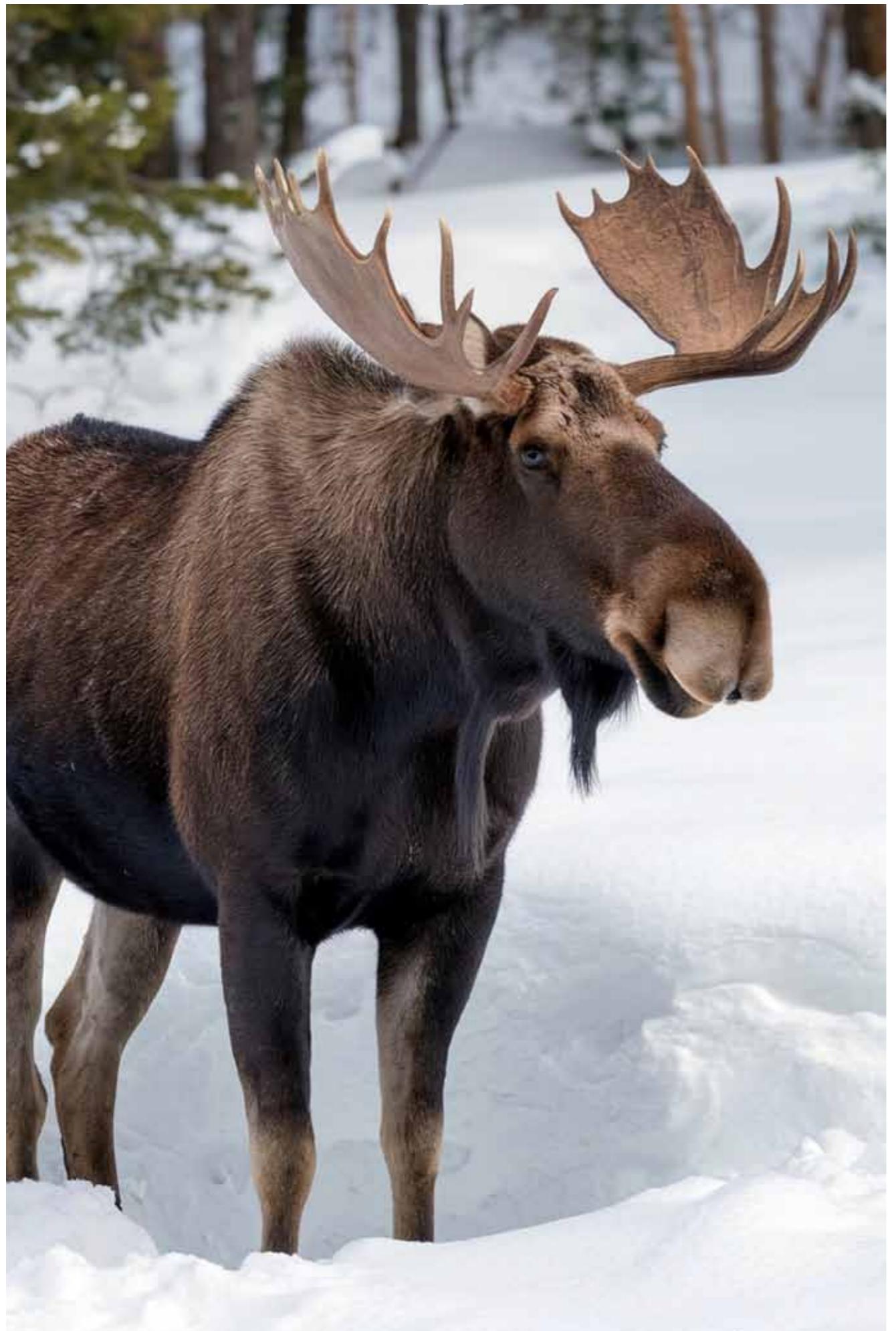
Der letzte Tag stand im Zeichen der Sicherheitspolitik. Briga-

degeneral Spannuth und Oberst Zaborowski erläuterten die Arbeit des NATO-Corps Nordost und konnten insbesondere den deutschen und polnischen Zivilisten die sicherheitspolitischen Verknüpfungen im Ostseeraum anschaulich darstellen und Perspektiven für die künftige Zusammenarbeit aufzeigen. Hier wurde sehr deutlich, dass es um den Anspruch geht, gemeinsame europäische Werte zu verteidigen und dass dies eine Aufgabe ist, die auch die Zivilisten für sich beantworten müssen: Was bin ich bereit zu tun, um unsere Demokratie und Freiheit zu schützen?



Plakat NATO-Seminar

Die Diskussionen zwischen Deutschen und Polen, zwischen Studierenden und Soldaten waren von einer großen Offenheit geprägt. Es gelang, einander zuzuhören und die Argumente der anderen zu bedenken. Der Perspektivwechsel regte zum Austausch an und ließ Viele nachdenklich werden über Fragen, die sie aus ihrer eigenen nationalen Sicht bislang nicht auf dem Schirm hatten, etwa wenn es um die völlig unterschiedlich empfundene Bedrohungslage ging. »Are we Allies? – Sind wir Verbündete?« Die Frage an die große Runde aller Teilnehmenden wurde immer wieder kontrovers diskutiert und zeigte, mit wie viel Ballast und gegenseitiger Unkenntnis wir noch immer in den deutsch-polnischen Beziehungen unterwegs sind. Das Steinorter Seminar »Unser Dialog« zeigte aber auch, welche Antwort hier möglich sein kann. Eine der NATO-Soldatinnen formulierte es treffend: »Nach dieser Begegnung habe ich ein Gesicht vor Augen«. Die gemeinsamen Seminare von Lehndorff-Gesellschaft und NATO in Steinort/Sztynort sollen in 2026 fortgesetzt werden. ■



Der Elch (lateinisch *Alces alces*) ist die größte heute vorkommende Art der Hirsche. Sein mächtiges Geweih, die sogenannte Elchschaufel, inspirierte Wolf Freiherr von Wrangel, den Schöpfer des Wappens der Landsmannschaft Ostpreußen.

»Elche steh'n und lauschen«

Das Wappentier Ostpreußens in der Dichtung – gepriesen als Sinnbild der Ewigkeit in der Schönheit der Landschaft

VON LIENHARD HINZ

Elche und ihr schaufelförmiges Geweih finden wir in ostpreußischen Städte- und Kreiswappen. Das bekannteste Elchwappen zeigt eine schwarze senkrecht stehende Elchschaufel. Dieses Wappenbild gestaltete Wolf Freiherr von Wrangel für die am 3. Oktober 1948 gegründete Landsmannschaft Ostpreußen. Das Elchschaufelwappen wurde im Jahr 1957 beim Deutschen Patentamt als geschütztes Warenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen eingetragen. So bleibt die Elchschaufel ein untrennbar mit Ostpreußen verbundenes Symbol für diese überaus stolzen Wildtiere.

Ein bekanntes Gemälde von Willy Lorenz aus dem Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg zeigt »Elche in herbstlicher Landschaft«. In der freien Natur lebten sie bis 1945 in Deutschland nur in Ostpreußen meist in den sumpfigen Wäldern der Kurischen Nehrung. Herbert Wilhelmi beschreibt in dem Buch »Mein Lied mein Land« die Kurische Nehrung als 100 Kilometer lange und zwei Kilometer breite Landzunge mit ihren bis zu sechzig Meter »hochgetürmten Dünen«. Wilhelmi schildert »die gelben Dünen, die sich abends in zarte Pastelltöne von Rosa und Violett hüllten, das weite Land mit den endlosen Dünenketten zwischen Haff und Meer, die dunklen Kiefern im Mondlicht«. Auf einen weiteren Lebensraum der Elche in Ostpreußen weist Wilhelmi hin – »den moorigen Ibenhorst mit seinem Erlen- und Birkenbestand« in der Memelniederung.

Dichter preisen den Elch als Sinnbild der Ewigkeit in der Schönheit der Landschaft in den Büchern »Erde und Licht« von Walter Scheffler, »Der Elch und die Elchschaufel« von Benno Dilba, »Du mein einziger Licht« von Sem Simkin und »Der Wiesenblumenstrauß« von Ruth Geede. Der Elch begegnet uns auch in dem Band »Humoristische Lyrik« von Christian Morgenstern und in Gedichten aus dem Ostpreußenblatt vom 4. September 1965 und 6. Dezember 1975.

Mit mystischer Attitüde

Über das Wesen, das Verhalten und die Wirkung des Herrschers im Wald und auf den Dünen am Meer erfahren wir in den Gedichten von Erich Hannighofer, Heinrich Eichen, Ruth Geede, Fritz Kudnig, Walter Scheffler,

Kurt Mickoleit, Christian Morgenstern, Ursula Enseleit und Erika Radszat.

Elche, pflügende Bauern und der Vogelzug beleben das Landschaftsbild im Gedicht »Land der dunklen Wälder« von Erich Hannighofer. In der ostpreußischen Heimathymne rauschen die Meere »den Choral der Zeit«, während die anmutigen Elche im Licht des aufgegangenen Tages über Haff und Moor für die Ewigkeit stehen und lauschen. Der Dichter Heinrich Eichen indes schwärmt in einem Gedicht »Abends treten Elche aus den Dünen« von dem Bild der trinkenden Elche am Strand in der anbrechenden Dunkelheit. Ruhig und lautlos schreiten sie mit ihren starken Köpfen, langsam schwindend im Nebel der Nacht. Die Elche erscheinen als Wesen einer vergangenen Zeit und weisen geradezu zeitlos in die Ewigkeit. Im Gedicht »Am Dünenhang« von Ruth Geede taucht ein Elch am Kurischen Haff nahe einer Fischerhütte auf. In dem weiten Land mit der gelben Düne regen sich Mensch und Tier während der Flaute vor dem vom Meer wieder auffrischenden Wind. Dem Dichter Fritz Kudnig ist der Elch sogar etwas innig Heiliges. In seinem Gedicht »Elche« erscheinen überirdische Wesen:

Elche

*Tauchen sie plötzlich aus Heide und ewigem Sand,
scheinen sie Tiere aus einem sternfernen Land,
weltfremde Tiere, in Form und in Wesen so neu,
daß du den Schritt hemmst,
voll Furcht und in heiliger Scheu.*

*Sind sie nicht Fabel-Wesen aus Urwelt-Zeit?
Ihre Augen sind meertiefe Spiegel der Ewigkeit.*

*Und wenn sie, wie sinnend,
stumm durch das Dünenland gehn,
bleibt bei dem Anblick dir jählings
der Atem stehn ...*

Hans Kallmeyer: »Elche im Herbst«

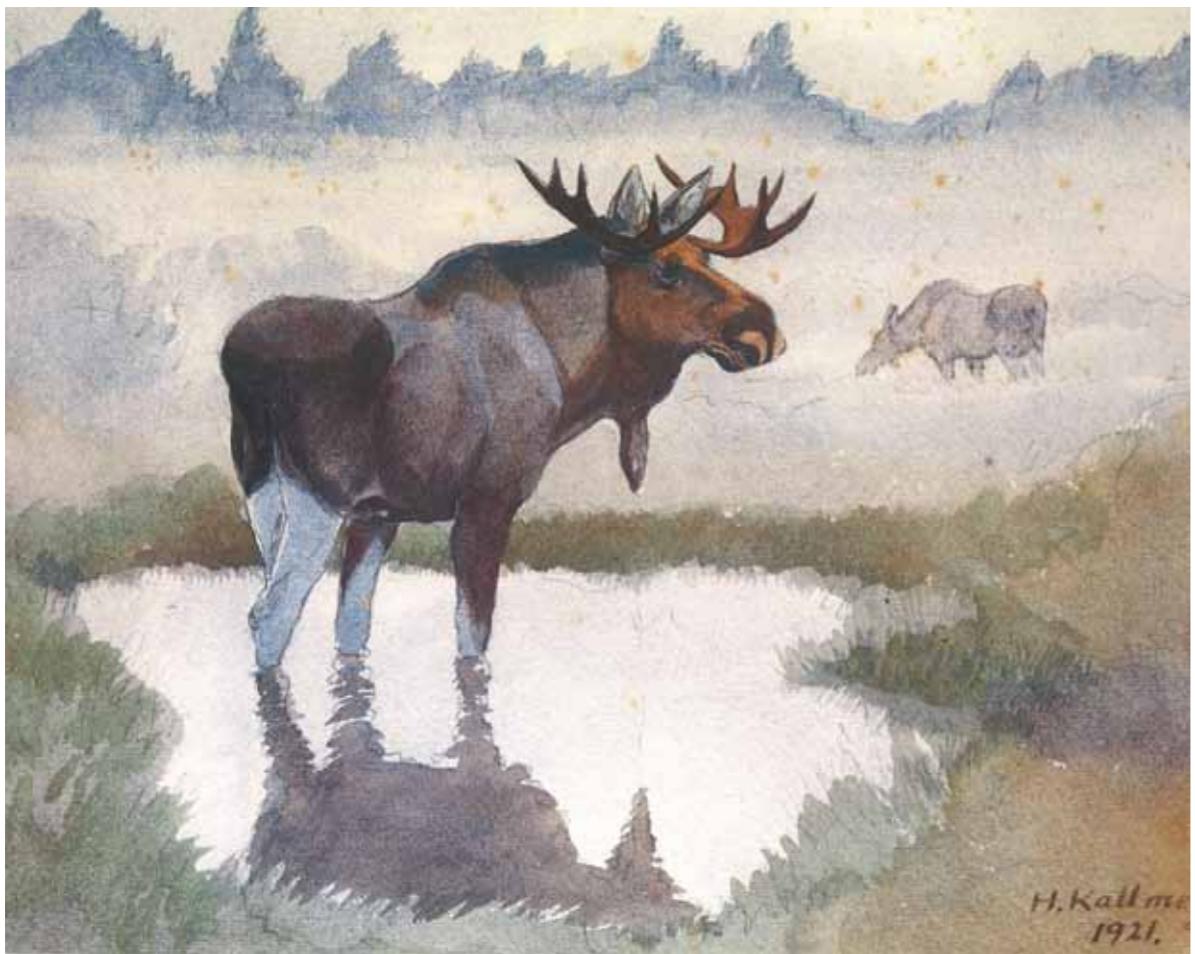


Bild: Kalenderblatt November 1997, Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg

In dem Gedicht »Nehrungselch« verfällt der Heimatdichter Fritz Kudnig in Ehrfurcht beim Anblick des wie aus Stein gehauenen Elchs im Erlenhain. Das Grün des Waldes und das Licht auf den Dünen verleihen dem furchtlos lausgenden Elch einen Heiligenschein. Der durchdringend stumme Blick lässt den König der Einsamkeit nicht von dieser Welt erscheinen. Vor dem Elch fühlt sich der Mensch wie ein Windhauch.

Walter Schefflers Gedicht »Kurische Nehrung« bringt die wechselvolle Stimmung in der Landschaft zwischen Haff und Meer nahe – darin der Elch. Der starre Blick des stummen Nehrungsbewohners löst bei dem ihm begegnenden Menschen Fragen aus.

Im Gedicht »Weidende Elche« sieht der Dichter Kurt Mickoleit, genannt Tielo, finster ragende Überreste eines rauen Urwalds im Erlensumpf. Im Trab schaukeln die Geweie, dröhnen die Hufe wie Grabsgeräusche. Die schwankende Herde in der endlos grauen Heide versetzt das lyrische Ich in Schwermut.

Elche und Ostpreußen als Einheit

Das Gedicht »Ein Elch geht nächtlich an den Teich« stammt von dem Dichter Christian Morgenstern, entstanden in Ber-

lin. Der Dichter erlebt einen Elch an den Fjorden von Norwegen während seines Aufenthalts in Christiania (heute Oslo) bei dem Schriftsteller Henrik Ibsen. In einer ihm fremden Landschaft beobachtet der Dichter humorvoll die sonderbaren Bewegungen des außergewöhnlichen Tieres.

Die Schicksalsgemeinschaft der Elche und der Ostpreußen bekräftigt die Dichterin Ursula Enseleit in ihrem Gedicht »Elche«. Die Begegnung in der Freiheit ist erfüllt von den Augen der Elche. Das Wiedersehen mit den Elchen hinter Maschendraht ist vom Leid der Unfreiheit begleitet. Die dreifache Beteuerung »Wir sehn uns an.« bedeutet ein Festhalten an ihrem Sinnbild der Ewigkeit.

Aus dem Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg stammt das Bild »Elche im Herbst« von Kallmeyer aus dem Jahr 1921. Hans Kallmeyer malte in seinem Atelier in Nidden vor allem Wildtiere und besonders viele Elche. Daher wird er auch »der Elchmaler« genannt.

Das Gedicht »Unbekannte Heimat« von Erika Radszat steht im Ostpreußenblatt vom 4. September 1965 mit dem Vermerk des Alters der Dichterin: 15 Jahre. Im Gedicht der Fünfzehnjährigen lebt die ostpreußische Heimathymne noch einmal ergreifend auf:

Willy Lorenz: »Elche in herbstlicher Landschaft«



Bild: Kalenderblatt November 2001, Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg

Unbekannte Heimat

*Sei gegrüßt, mir fremdes Land!
Liebe mischt sich bang mit Schmerzen.
Niemals hab ich dich gekannt;
dennoch trag ich dich im Herzen.*

*Meine Mutter hör ich klagen
von den Seen, von dem Strand,
und den Vater hör ich sagen,
Ostpreußen seist du genannt.*

*Wälder, Städte, Burgen kühn,
an der Küste Bernstein liegt.
Bunt von Farben Wiesen blühn,
Wind die Ährenfelder wiegt.*

*Auf der Nehrung, scheu, erhaben,
sehe ich den stolzen Elch. –
Wundervoll sind deine Gaben,
fülle mir den leeren Kelch!*

*Träumend laß mich aus ihm trinken
Deinen sagenvollen Trank,
laß mich sehn den Pregel blinken
und dir schenken meinen Dank!*

*Sei gegrüßt mein Heimatland,
niemals werd ich dich vergessen.
Habe niemals dich gekannt,
wer kann diesen Schmerz ermessen?*

Heute in Mitteleuropa erscheinende Elche rufen eine gewisse Bewunderung hervor und erinnern an das Sinnbild der Ewigkeit, wie es in der Dichtung gepriesen wurde. ■

Erstveröffentlichung in der Preußischen Allgemeinen Zeitung, Ausgabe vom 2. Mai 2025. Redaktionell überarbeitete Fassung.

Kurz & Bündig

Lienhard Hinz ist geprüfter Sprecherzieher der Deutschen Gesellschaft für Sprechwissenschaft und Sprecherziehung sowie Autor des Buches »Vertrauen in die Wirksamkeit von Sprache«. Er bietet Vorträge, Seminare und Sprechwerkstätten an, in denen er den Schwerpunkt gerne auf die Kultur, Geschichte und Literatur Ostpreußens, insbesondere die dazugehörige Dichtung, legt.



Der Mann aus Breslau, der Köln zu Wien machte. Zum 50. Todestag von Franz Marszalek (1900–1975)

von WINFRID HALDER

Nein, sein Name war nicht »Herr Sanders«, auch wenn das vielleicht noch heute manche von den älteren Zeitgenossen glauben mögen. Die erinnern sich nämlich an eine rekordverdächtige Radiosendung des Nordwestdeutschen beziehungsweise Westdeutschen Rundfunks, die unter dem Titel »Herr Sanders öffnet seinen Schallplattenschrank« wahrhaftig von 1949 bis 1971 im Programm blieb. Und die moderierte Franz Marszalek. Das war freilich nur eine Nebentätigkeit Marszaleks, der hauptberuflich nicht Radiomoderator, sondern Musiker, genauer Dirigent, Komponist und Arrangeur war. In Köln hat er einen großen Teil seines Lebens zugebracht, und dort ist er vor ziemlich genau 50 Jahren, nämlich am 28. Oktober 1975, auch verstorben, einige Wochen nach seinem 75. Geburtstag.

Geboren wurde Franz Marszalek indes in der schlesischen Metropole Breslau und zwar am 2. August 1900. In Breslau wurden auch die Weichen gestellt für den Berufsweg Marszaleks: Nach dem Abitur begann er an der dortigen Universität erst ein Studium der Physik und der Mathematik, um Lehrer zu werden, dann obsiegte doch seine Leidenschaft für die Musik und er wechselte das Studienfach. Von der Leidenschaft allein jedoch konnte der junge Künstler so wenig leben wie andere auch. So arbeitete Marszalek anfangs als musikalischer Begleiter im »Gloria-Palast«, also einem der großen Kinos von Breslau. Das verhältnismäßig neue, aber erfolgsträchtige Medium Film war noch stumm, die Aufführungen wurden aber von live gespielter Musik begleitet. Dazu gehörte natürlich nicht nur ein Gefühl für die Dramatik

des Geschehens, sondern auch Improvisationstalent. Zudem bot auch die ältere Verwandtschaft des Kinos, nämlich das Theater Marszalek zusätzliche Beschäftigungsmöglichkeiten.

Es war dann aber die Berührung mit einem weiteren, damals noch jungen Medium, die für den jungen Musiker maßgebliche Bedeutung gewann. Seit dem Herbst 1922 gab es in Deutschland regelmäßige Rundfunksendungen, anfangs von Sendern in und nahe Berlin. Unter der Kontrolle des Reichspostministeriums gab es zunächst Nachrichtensendungen, die Wirtschafts- und andere Meldungen für Banken, weitere Unternehmen und auch Presseorgane brachten. Für den privaten Empfang wurde 1923 die Gebührenpflicht eingeführt, nahezu zeitgleich wurden erstmals auch Unterhaltungssendungen ausgestrahlt. Das Geschäft mit den Klängen aus dem Äther boomed und nicht von ungefähr fand im Dezember 1924 in Berlin erstmals die »Große Deutsche Funkausstellung« als Informationsbörse für die Sende- und Empfangstechnik und sonstige Angebote statt. Direkt im Anschluss an die Ausstellung begann auf deren Gelände der Bau des Funkturms, der im Frühjahr 1926 in Betrieb ging und seither zu den Wahrzeichen Berlins zählt. In Berlin, Hamburg, Königsberg, Frankfurt am Main, Stuttgart, München, Münster, Leipzig und auch in Breslau entstanden 1923/24 private regionale Rundfunkgesellschaften, die Sendeanlagen bauten und den Sendebetrieb organisierten. Einhergehend mit der erforderlichen staatlichen Regulierung hinsichtlich der genutzten Frequenzen und der Finanzierung wurde 1925 die Reichsrundfunkgesellschaft (RRG) als Dachorganisation der regionalen Sender gegründet. Teileigentümer der RRG und auch der regionalen Sender wurde die Reichspost. Den Vorsitz des Verwaltungsrates der RRG übernahm der vormalige Staatssekretär im Reichspostministerium Hans Bredow (1879–1959). Der gebürtige Pommer Bredow, der sich als studierter Elektrotechniker auch auf die technische Seite verstand, wurde zum wichtigsten Organisator und Ideengeber des neuen Mediums, für das er auch den Begriff »Rundfunk« erfand. In Breslau war im April 1924 die »Schlesische Funkstunde AG« als private Rundfunkgesellschaft gegründet worden, die neben dem Hauptsender bald auch Nebensendeanlagen im



Programmzeitschrift
»Schlesische
Funkstunde«



Bild: Dagmar Nick

Edmund Nick 1932

oberschlesischen Gleiwitz und im niederschlesischen Görlitz bauen ließ. Obwohl die Rundfunkgebühr anfangs nicht eben billig war, wuchs die Zahl der zahlenden Hörer der »Schlesischen Funkstunde« rasch. Schon zum Jahresende 1924 hatte man rund 24.000 angemeldete Hörer, wobei wohl auch das »Schwarz hören« schon frühzeitig verbreitet war. Bis 1932 stieg die Zahl der ordnungsgemäß angemeldeten und zahlenden Hörer auf rund 234.000. Und natürlich erreichte der Rundfunk tatsächlich schon viel mehr Menschen, denn die Empfangsgeräte standen ja bei Familien, in Gaststätten und an anderen öffentlichen Orten. Parallel zur rasch wachsenden Hörerzahl machte die technische Entwicklung auch der Empfangsgeräte große Sprünge vorwärts. Die Einführung des Röhrenradiogeräts Mitte der 1920er-Jahre löste die zuvor üblichen, allerdings nur für Kopfhörerbetrieb geeigneten Detektorenempfänger ab. Zwar waren Röhrenradios nicht billig, da es sich aber um einen expandierenden Markt mit bald einer ganzen Reihe konkurrierender Hersteller handelte, wurden sie erschwinglicher, was natürlich ebenfalls zur Verbreitung des Rundfunkhörens beitrug.

Nicht nur die »Schlesische Funkstunde« baute ange- sichts der wachsenden Popularität des Radiohörens ihr Programmangebot rasch aus. Gleich von Beginn an für den Breslauer Sender tätig war Edmund Nick (1891–1974). Nick, der aus dem böhmischen Reichenberg (heute Liberec) stammte, hatte zunächst Jura studiert, hatte dann aber genau wie später Franz Marszalek doch seiner musikalischen Begabung den Vorrang gegeben. In Wien und Dresden hatte er zusätzlich Musik studiert, bald danach war er als Klavierbegleiter und Musikkritiker nach Breslau gegangen. Dazu kam dann rasch die Kapellmeistertätigkeit an den Bühnen der schlesischen Hauptstadt. Als Nick gleich nach Gründung der »Schlesischen Funkstunde« die Leitung von deren Musikprogramm angeboten wurde, war er zunächst zurückhaltend. Die Entwicklungsmöglichkeiten des neuen Mediums waren ja noch nicht recht abschätzbar. Und »Künstlerischer Leiter der Musikabteilung« klang vielleicht auch ein wenig hochtrabender als die Realität war. Zunächst waren für den Breslauer Sender nur wenige Personen hauptamtlich tätig. Doch schon 1925 tauchte im Organigramm der »Funkstunde« der Begriff

»Hauskapelle« auf, ab dem Folgejahr dann als »Funkkapelle« firmierend. Für 1927 werden bereits 13 Mitglieder für die Funkkapelle ausgewiesen. 1929 wird erstmals Franz Marszalek als Kapellmeister genannt, zugleich wird eine Mitgliederzahl von 14 Musikern angegeben. Die »Schlesische Funkstunde« hatte inzwischen insgesamt 54 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, also war in allen Bereichen binnen weniger Jahre der Personalbestand stark ausgeweitet worden. Edmund Nick war offenbar auf Marszalek aufmerksam geworden, da dieser auch als Kapellmeister für Breslauer Theater arbeitete.

Das musikalische Programm der »Schlesischen Funkstunde« umfasste eine breite Palette sehr unterschiedlicher Angebote. Einerseits gab es sogenannte »Schallplattenkonzerte«, bei denen die übertragene Musik nicht live gespielt wurde. Andererseits – und das war gewiss für die Mitwirkenden eine besondere Herausforderung – wurde in den eigens konzipierten Sendesälen auch unmittelbar für Sendungen musiziert. Das war auch dadurch möglich, dass neben der hauseigenen Funkkapelle zusätzlich das »Schlesische Landesorchester« (später auch unter dem Namen »Schlesische Philharmonie«) für den Sender spielte. Dabei handelte es sich um ein vollständiges Sinfonieorchester mit mehr als 70 Instrumentalisten, die zum Teil gleichzeitig den Breslauer Theaterorchestern angehörten. Auch zeitgenössische Musik wurde live gespielt – zum Beispiel wurde am 17. Januar 1929 die Uraufführung der »Kleinen Suite« von Franz Schreker (1878–1934) mit der Schlesischen Philharmonie unter Leitung des Komponisten direkt übertragen. Schreker, der das Auftragswerk dem Sender gewidmet hatte, galt als einer der führenden Komponisten seiner Zeit. Dennoch wurde er schon um diese Zeit als angeblicher »Kulturbolschewist« von nationalsozialistischer Seite diffamiert, wenige Jahre später sollte seine Musik vom NS-Regime als »entartet« verboten werden. Zudem verlor Schreker, dessen Vater aus dem böhmischen Judentum stammte, seine Beschäftigung an der Berliner Akademie der Künste und starb bald darauf. Dergleichen lag freilich noch in der Zukunft, als Franz Marszalek zum Breslauer Sender geholt wurde. Der damals 29-jährige Musiker musste nicht zuletzt Vielseitigkeit an den Tag legen. Das zeigt etwa das Fest-Programm, das die »Schlesische

Edmund Nick 1932
Bild: Stiftung Archiv der Akademie der Künste

CD-Cover »Leben in dieser Zeit«



Bild: Wikipedia



Ernst Busch

Funkstunde« anlässlich ihres fünfjährigen Bestehens am 26. Mai 1929 anbot. Marszalek persönlich war erstmals ab 16 Uhr 35 für den »Heiteren Nachmittag« gefragt, er dirigierte unter anderem Operettenarien aus Werken von Franz von Suppè (1819–1895) und Emerich Kálmán (1882–1953). Ab 20 Uhr dirigierte Edmund Nick die Schlesische Philharmonie, dabei wurden besonders Stücke zeitgenössischer Komponisten gespielt. Nicks Ehefrau, die Mezzosopranistin Kaete Nick-Jaenicke (1889–1967), eine gebürtige Breslauerin, sang als Solistin ein Orchesterlied von Max Reger (1873–1916). Anschließend übergab Nick den Taktstock an Franz Marszalek, unter dessen Leitung die Schlesische Philharmonie Auszüge aus Peter Tschaikowskis (1840–1893) Ballett »Der Nußknacker« und Stücke von Johannes Brahms (1833–1897) und Edvard Grieg (1843–1907) spielte. Zuletzt aber dirigierte Marszalek – wie als Vorwegnahme seiner künftigen musikalischen Spezialitäten – Walzer von Josef Lanner (1801–1843) und Johann Strauss (Sohn) (1825–1899). Ganz ans Ende des Programms, gewissermaßen als rauschenden Abschluss, aber hatte Marszalek einen Walzer von Leo Fall (1873–1925) gesetzt. Der aus dem mährischen Olmütz stammende Fall war als Operettenkomponist außerordentlich erfolgreich gewesen, allerdings kurz zuvor mit nur 52 Jahren verstorben. Später hat ihn Marszalek ausdrücklich als seinen Lieblingskomponisten bezeichnet.

Die »Schlesische Funkstunde« war insgesamt ein Sender, der mit seinen Angeboten gut unterhalten wollte, aber auch der Moderne gegenüber offen war. Franz Marszalek leitete nämlich zusätzlich zur Funkkapelle und gelegentlich der Schlesischen Philharmonie auch noch das Jazz-Ensemble der »Funkstunde«. Geradezu Rundfunkgeschichte schrieb Edmund Nick noch im »Jubiläumsjahr« 1929 mit »Leben in dieser Zeit«, einem ganz neuartigen Stück, für das es eigentlich noch keine Gattungsbezeichnung gab. Nick hatte kurz zuvor den damals gerade 30 Jahre alt gewordenen Erich Kästner (1899–1974) kennengelernt. Der Dresdner Kästner hatte schon während des Studiums in Leipzig angefangen zu schreiben, zunächst als Journalist, bald aber auch nicht selten zeitkritische Gedichte und satirische Texte. Mit beidem machte er sich bald auch Feinde. Nick aber war von Kästners Texten zur gegenwärtigen Situation in Deutschland sogleich begeistert.

Er schrieb selbst die Musik zu »Leben in dieser Zeit«. Das Stück wurde speziell auf Radioerfordernisse hin konzipiert, es gab neben Chansons und Chorstücken auch Gesprächsszenen und Geräuschcollagen. Ohne eine eigentliche Handlung stand der »normale Zeitgenosse Kurt Schmidt« im Mittelpunkt, der sich mit Liebes-, Alltags- und Berufsproblemen befassen muss, aber auch Unterhaltung und Ablenkung sucht. Das Stück traf den Nerv ungezählter Menschen in der späten Weimarer Republik, die gerade dabei war sich mit der einsetzenden Weltwirtschaftskrise in Richtung Katastrophe zu bewegen. Am 14. Dezember 1929 erfolgte die Uraufführung, bei der der Intendant der »Schlesischen Funkstunde« Friedrich Bischoff (1896–1976) Regie führte, während der Sänger und Schauspieler Ernst Busch (1900–1980) als »Kurt Schmidt« zu hören war. Ebenfalls in einer Hauptrolle agierte Kaete Nick-Jaenicke. Der Erfolg war so groß, dass zahlreiche andere Rundfunksender das Stück übernahmen, außerdem fertigten Nick und Kästner eine Bühnenfassung an, die schon bald an rund 30 Bühnen in Deutschland gespielt werden sollte. Auch am Breslauer Stadttheater gab es eine Inszenierung, die wiederum mit Ernst Busch und Kaete Nick-Jaenicke besetzt war.

Jedoch war auch all dies nach der Installierung der Regierung Hitler am 30. Januar 1933 und dem rasant folgenden Aufbau der nationalsozialistischen Diktatur sehr schnell zu Ende. Da dem im März 1933 ernannten »Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda« Joseph Goebbels die überragende Bedeutung des Rundfunks als Massenmedium längst bewusst war, setzte er einerseits die organisatorische und inhaltliche »Gleichschaltung« aller Sender sofort ins Werk. Die bisher unter dem Dach der Reichsrundfunkgesellschaft teilselfständigen regionalen Sendesgesellschaften wurden beseitigt, ihr Eigentum ging an die RRG über. Künftig gab es nur noch die Bezeichnung »Reichssender«, aus der »Schlesischen Funkstunde« wurde so der »Reichssender Breslau«. Dass dies andererseits zugleich mit einem erzwungenen weitreichenden Personalwechsel einherging, versteht sich. Der Niederschlesier Friedrich Bischoff wurde seines Postens als Intendant entthoben und vorübergehend inhaftiert. An seine Stelle trat Hans Kriegler (1905–1978), weitgehend ohne Rundfunkkenntnisse, aber seit 1926 NSDAP-Mitglied. Ein ab November 1934

Anzeige Katakombe



Bild: Wikipedia



Bild: Wikipedia

inszenierter Prozess gegen eine ganze Reihe von führenden Persönlichkeiten des Rundfunks in den Jahren der Weimarer Republik, bei dem auch Bischoff und Hans Bredow unter den Angeklagten waren, endete allerdings weitgehend ergebnislos, da unter anderem für den Anklagepunkt der persönlichen Bereicherung keine stichhaltigen Beweise erbracht werden konnten. Bischoff lebte danach als freier Schriftsteller, Bredow zog sich aus der Öffentlichkeit zurück.

Auch Edmund Nick verlor seinen Posten in Breslau, nicht zuletzt weil seine Ehefrau Kaete nach Lesart der rassistischen NS-Ideologie eine »Halbjüdin« war und er damit im NS-Jargon als »jüdisch versippt« galt. Beide verließen Breslau und gingen vorerst nach Berlin. Ernst Busch emigrierte im März 1933, geriet dann aber bei der Besetzung Frankreichs 1940 in die Fänge des Regimes, entging nur knapp der Todesstrafe und wurde erst Ende April 1945 aus dem Zuchthaus Brandenburg an der Havel befreit. Erich Kästner war selbst Zeuge bei der berüchtigten Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 auf dem Berliner Opernplatz, bei der Goebbels persönlich auftrat, als auch Kästners Bücher in die Flammen geworfen wurden. Gemeinsam mit dem Niederschlesier Werner Finck (1902–1978) versuchten Nick, Kaete Nick-Jaenecke, Kästner und andere in Berlin noch eine Zeitlang Kabarett unter den Bedingungen der Diktatur zu machen. Das Publikum war überwiegend begeistert, die Funktionäre des Regimes wurden immer wütender. Die 1929 eröffnete »Katakomben« wurde im Juli 1935 auf direkte Anordnung von Goebbels nach etlichen vorhergehenden Repressalien endgültig geschlossen, Finck wurde für einige Zeit im Konzentrationslager Esterwegen inhaftiert.

Und Franz Marszalek? Auch er verließ 1933 den Breslauer Sender. Ob dabei auch politische Gründe im Spiel waren, muss offen bleiben. Der Umgang mit seinem Förderer Edmund Nick kann ihm nicht entgangen sein. Und er war sich wohl auch bewusst, dass die Werke seines Lieblingskomponisten Leo Fall nicht mehr gespielt werden durften. Vielleicht hat er später auch wahrgenommen, dass anlässlich der »Reichsmusiktag« im Mai/Juni 1938 im Düsseldorfer Kunstmuseum die Ausstellung »Entartete Musik« gezeigt wurde, bei der Leo Falls Kompositionen als besonderes Negativbeispiel für die »jüdische



Titel der Broschüre zur Ausstellung »Entartete Musik« 1938 im Düsseldorfer Kunstmuseum

Filmposter



Bild: Verlag



Fritz Wunderlich 1963

Bild: Fayer (Wien)

Operette« angeführt wurden. Der frühe Tod Falls mag ihn vor Schlimmeren bewahrt haben, seine beiden jüngeren Brüder, ebenfalls Musiker, Siegfried Fall (1877–1943?) und Richard Fall (1882–1945) wurden Opfer der Shoah.

Noch 1933 gewann Marszalek, nunmehr seinerseits in Berlin tätig, ein neues Standbein, als er bei der Produktion der Filmkomödie »Es gibt nur eine Liebe« die musikalische Leitung übernahm. Dazu hat ihm vermutlich der Komponist Eduard Künneke (1885–1953) verholfen. Künneke, der die Musik zu dem Film schrieb, und Marszalek hatten sich 1926 bei der Uraufführung von Künnekes Operette »Lady Hamilton« am Breslauer Stadttheater kennengelernt und eine lebenslange Freundschaft begründet. Bis 1944 hat Marszalek dann bei mehr als zwei Dutzend Filmproduktionen die musikalische Leitung innegehabt, zumeist mit Künneke zusammenarbeitend, gelegentlich auch selbst Teile der Filmmusik komponierend. Dadurch ist er auch in Berührung mit zahlreichen Stars des deutschen Kinos gekommen, schon bei seiner ersten Beteiligung an einer Filmproduktion etwa mit Heinz Rühmann (1902–1994). Das von Goebbels kontrollierte Filmimperium der Universum Film AG (UFA), das nach und nach die gesamte Filmproduktion in NS-Deutschland monopolisierte, brauchte viele Mitwirkende. Angesichts des als hoch eingeschätzten Propagandawertes war das Regime offenbar bis in den Krieg hinein bereit, beim notwendigen Personal stillschweigend Zugeständnisse zu machen. Eduard Künneke galt gemäß der rassistischen Ideologie der Machthaber durch die Herkunft seiner Ehefrau Katharina ebenfalls als »jüdisch versippt«. Da Künneke nicht bereit war, sich von ihr zu trennen, war er in ständiger Unsicherheit, ob die ihm zuteilwerdende Duldung auch Bestand haben würde. Edmund Nick war in einer ähnlichen Situation, zumal er genau wie Künneke ebenfalls Vater einer Tochter war. Zu den zahlreichen Widersprüchlichkeiten des Regimes gehörte, dass beide, Künneke und Nick, ohne eigenes Zutun auf die im Sommer 1944 von Goebbels' Propagandaministerium erstellte »Gottbegnadeten-Liste« der unverzichtbaren, und daher von jedem Kriegsdienst auszunehmenden Künstlerpersönlichkeiten gelangten, ihrer »Diskreditierung« zum Trotz. Bezeichnenderweise bestand die größte Gruppe der »Gottbegnadeten«

aus Schauspielerinnen und Schauspielern, die an den bis ins Frühjahr 1945 weiterbetriebenen Filmproduktionen der UFA beteiligt waren. Auch Kästner konnte, teilweise unter Pseudonym arbeitend, bei der UFA unterschlüpfen und überdauern. In diesem Umfeld bewegte sich auch Franz Marszalek, der neben seiner Filmtätigkeit auch wieder als Kapellmeister an verschiedenen Theatern und zwischenzeitlich auch wieder beim Rundfunk arbeitete. In der unmittelbaren Nachkriegszeit hat Franz Marszalek, dem Rundfunk treu bleibend, nicht zuletzt beim »Radio im Amerikanischen Sektor« (RIAS) in Berlin gearbeitet. Seine wohl wichtigste, jedenfalls beständige Karrierestation erreichte Marszalek, als er 1949 zum damaligen Kölner Sender des Nordwestdeutschen Rundfunks (NWDR) berufen wurde. Der NWDR war – wie alle westdeutschen Nachkriegs-Rundfunkanstalten – zunächst aus dem Willen der Besatzungsmächte hervorgegangen. Im Falle des NWDR war es die britische Besatzungsmacht, die einen Sender für ihr Besatzungsgebiet aufbauen ließ. Daher gab es, dem territorialen Zuschnitt der Britischen Besatzungszone folgend, einen Sender in Hamburg und einen in Köln, vereint unter dem Dach des NWDR. Die auf diese Weise verordnete Zusammenarbeit zwischen den Sendern in der norddeutschen und der rheinischen Metropole brachte von Beginn an Spannungen mit sich, etwa bezüglich der Programmgestaltung am Rosenmontag. Freilich sollten die frühzeitig vor allem von Köln aus betriebenen Bemühungen um Eigenständigkeit erst 1955 zum vollen Erfolg führen, sodass der in erster Linie für das Bundesland Nordrhein-Westfalen Programm machende Sender das »N« endlich loswurde und sich fortan nur noch WDR nannte.

Unbeschadet der Konflikte um die Organisation des Senders hatte man in Köln rasch auch mit dem (Wieder-)Aufbau eigener Musikensembles begonnen. Aus diesen Bemühungen ging über mehrere Etappen das Kölner Rundfunk-Sinfonie-Orchester hervor (heute WDR Sinfonie-Orchester). Dieses wurde 1949 der Klangkörper mit dem Franz Marszalek die »Wiener Operette« neu belebte – und zwar in einer bis heute nachwirkenden Weise. Denn unter Marszaleks Leitung spielte nicht nur ein exzellentes Orchester, sondern er vermochte es auch Solisten-Ensembles für die vermeintlich

»leichte Muse« der Operetten-Literatur zusammenzubringen, die noch heute erstaunen. Als er etwa 1959 das wohl bekannteste dieser Werke überhaupt aufnahm, nämlich »Die Fledermaus« von Johann Strauss (Sohn), sang eine der Hauptrollen kein Geringerer als der junge Fritz Wunderlich (1930–1966). Und mit einem anderen Star-Tenor, nämlich mit Peter Anders (1908–1954) hatte Marszalek schon zuvor häufig zusammen-gearbeitet. Von beiden, von Wunderlich und von Anders, wäre im wörtlichen Sinne gewiss noch mehr zu hören gewesen, wäre nicht beider durch tragische Unfälle ein allzu früher Tod beschieden gewesen – beide waren auf dem Sprung zu Weltkarrieren. Jedoch auch sonst sangen unter Marszalek fast durchweg herausragende Solistinnen und Solisten, von denen nicht wenige bald nicht nur im Rundfunk präsent waren, sondern auch im westdeutschen Fernsehen. Da war etwa die Sopranistin Anneliese Rothenberger (1924–2010), die mit Peter Anders in Franz Lehárs »Das Land des Lächelns« unter Marszaleks Leitung mitwirkte und die später auf allen wichtigen internationalen Opernbühnen zuhause war, der New Yorker »Met« genauso wie der Mailänder Scala etwa. Auch der Bassbariton Willy Schneider (1905–1989) trat häufig in von Marszalek geleiteten Operettenproduktionen auf. Schneider war der Kölner Lokalmatador schlechthin und weit darüber hinaus populär und dies über Jahrzehnte hinweg (was ihm schon 1944 die Platzierung auf der Liste der »Gottbegnadeten« eingetragen hatte). Noch viele andere wären zu nennen, etwa die Sopranistinnen Erika Köth (1925–1989) und Ingeborg Hallstein (geb. 1936) oder der Bariton Benno Kusche (1916–2010). Wer wie ich mit der »Peter-Alexander-Show«, die mit dem aus Österreich stammenden Entertainer Peter Alexander (1926–2011) nahezu drei Jahrzehnte im ZDF lief (1969–1996), aufgewachsen ist, wird gewiss bei der Nennung dieser und anderer Namen mit einem »Ach ja ...« reagieren. Und natürlich hat Peter Alexander, übrigens mütterlicherseits böhmischer Herkunft, auch selbst in Operetten-Aufnahmen unter der Leitung von Franz Marszalek mitgewirkt. Noch mehr erstaunt vielleicht, dass auch Heinz Ehrhardt (1909–1979) in den Besetzungslisten von Marszalek-Aufnahmen auftaucht – aber andererseits erstaunt das auch wieder nicht, denn Ehrhardt, heute zumeist als der westdeutsche Erfolgskomiker der 1950er- und 1960er-Jahre wahrgenommen, stammte ja aus einem hochmu-

LP-Cover Operette »Die Dollarprinzessin«



Bild: Wikipedia

sikalischen Elternhaus in Riga und begann seine Nachkriegskarriere als Moderator beim NWDR. Franz Marszalek wurde, seitdem er das Kölner Engagement angenommen hatte, geradezu zum »Operettenkönig«. Seit 1952 hatte er dabei gewiss die Unterstützung des neuen Chefs der Musikabteilung des WDR – denn der hieß Edmund Nick. Nick blieb in Köln, bis er 1956 in den Ruhestand trat. Marszalek blieb noch knapp ein Jahrzehnt länger und spielte mit dem Rundfunkorchester rund 70 Werke, meist aus dem Operettenfach ein. Charakteristisch war dabei, dass diese für Rundfunksendungen eingerichtet wurden (mit einer speziellen Dialogregie), aber vielfach auch auf Schallplatte aufgenommen wurden. Im Dezember 1964, einige Monate vor seinem 65. Geburtstag, gab Marszalek der Wochenzeitung »Die Zeit« ein Interview. Anlass dazu war der Umstand, dass er gerade von der Unterhaltungsindustrie ausgezeichnet worden war. In den rund 15 Jahren, die er damals in Köln wirkte, waren nämlich mehr als drei Millionen Schallplatten von Operetten-Aufnahmen unter seiner Leitung verkauft worden. Nicht ohne berechtigten Stolz verwies Marszalek darauf, dass diese Schallplatten auch als Exportschlager etwa in die USA gingen. Auf die Frage, worin denn sein Erfolgsgeheimnis für ein musikalisches Genre bestehe, das zuvor vielfach bereits totgesagt worden war, antwortete der Dirigent, er versuche stets, »der leichten Muse mit dem Ernst zu dienen, auf den die großen Meister dieses Genres [...] Anspruch haben.« Und unter diese großen Meister zählte für Marszalek insbesondere Leo Fall, dessen Operette »Die Dollarprinzessin« er zu diesem Zeitpunkt in Köln gerade aufnahm.

Die Vielzahl der Schallplatten-Aufnahmen, die Franz Marszalek mit dem Kölner Rundfunk-Sinfonie-Orchester machte, hat zur Folge, dass man noch heute, begibt man sich auf die Suche nach qualitativ hochwertigen Einspielungen, oft sehr schnell auf Marszalek und sein Orchester stößt. Denn abgesehen davon, dass es viele Exemplare davon auf dem antiquarischen Schallplattenmarkt gibt, sind diese Aufnahmen später auch auf CD oder bei Internet-musikplattformen erneut veröffentlicht worden. Es ist also jederzeit möglich, das Rundfunkorchester unter Marszalek im beschwingten Walzer-Rhythmus zu hören, echt »wienerisch« sozusagen, made in Köln via Breslau ...



Leo Fall 1915

Franz Marszalek



Bild: meinsammelsurium.wordpress.com



www1.wdr.de/radio/wdr3/programm/sendungen/wdr3-persoenlich-hope/daniel-hope-erinnert-an-den-dirigenten-franz-marszalek-100.html

Ein Herr.

Nachruf auf Hans-Günther Parplies (1933–2025)

von WINFRID HALDER

Als ich vor knapp zwei Jahrzehnten meine Tätigkeit bei der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus aufnahm, gab es in deren Gremien zwei überragende Persönlichkeiten. Das ist zunächst so gemeint, dass beide mir nahezu um Haupteslänge voraus waren. Gemeint sind Dr. Joachim Sobotta (1932–2017) und Hans-Günther Parplies, der zu Beginn dieses Jahres im Alter von 91 Jahren verstorben ist. Das Gefühl, es mit »großen« Menschen zu tun zu haben, leitete sich indes nicht allein von der überdurchschnittlichen Körpergröße ab. Da war noch mehr. Der Schlesier Sobotta, vormals langjähriger Chefredakteur der »Rheinischen Post«, hat manche aufgeregte Debatte im Kuratorium der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus durch seine stets ruhig und klug argumentierende Art wieder in geordnete Bahnen gelenkt. Parplies konnte demgegenüber pointiert formulieren, was er für richtig und notwendig hielt, ohne indes zu eskalieren. Beide waren sie studierte Juristen, das mag dazu beigebracht haben, dass sie – bei allem Engagement für die Sache – die Grenzen des Sachdienlichen nie aus den Augen verloren.

Als ich im Januar 2025 die Nachricht erhielt, dass Hans-Günther Parplies hochbetagt in seiner Wahlheimat Bonn verstorben war, habe ich darüber nachgedacht, was ihn aus meiner Sicht als Persönlichkeit ausgemacht hat. Sehr schnell kam mir eine Bezeichnung in den Sinn: Er war – ein Herr. Das könnte leicht missverstanden werden. Ich meine einen Typus Mensch, der heute selten geworden ist, weil er in gewisser Weise als altmodisch, als aus der Zeit gefallen wahrgenommen wird. Was allerdings eher gegen die Zeit denn gegen den gemeinten Typus von Mensch spricht. Hans-Günther Parplies war für mich jemand, der stets Gerechtigkeit verkörperte, in voller Länge. Der Standpunkte hatte, die man nicht unbedingt teilen musste, die er aber klar und offen formulierte und mit einer Stetigkeit vertrat, die einem Respekt abverlangte. Dies auch, weil er selbst, auch wenn man mit ihm nicht einig war, den Respekt vor dem Anderen niemals vermissen ließ. Der bei aller Meinungsstärke unbirrt eine Art chevaleresker Höflichkeit praktizierte, die enorm gut mit seiner Gewohnheit korrespondierte, stets korrekt gekleidet aufzutreten. Nachlässigkeit war ihm in jeder Beziehung fremd.

Das Chevalereske an ihm passt gut, so scheint mir, zu dem Umstand, dass Hans-Günther Parplies im Schatten der Marienburg geboren wurde. Er hätte 500 Jahre früher einen guten Ordensritter abgegeben. Sein Schicksal war es jedoch, in das Unglücksjahr 1933 hineingeboren zu werden. Als mit dem Aufstieg der ruchlosen neuen Machthaber auch bereits die Weichen zu einem erneuten mörderischen Krieg



gestellt wurden, zu Verbrechen ungeahnter Dimensionen und damit auch schon zur Nemesis, die zwölf Jahre später ein schuldbeladenes, zerstörtes und drastisch verkleinertes Deutschland zurücklassen sollte. Ein Deutschland, das überdies auch in seinem Restbestand noch geteilt war, von fundamental unterschiedlichen Vorstellungen hinsichtlich der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Ordnung geprägt wurde. Hier musste sich der Zwölfjährige zurechtfinden, fern der verlorenen Heimat in West- beziehungsweise Ostpreußen, als Vertriebener wie Millionen anderer. Das unfreiwillige Ankommen in Niedersachsen war sicherlich in gewisser Weise noch ein Vorteil, immerhin: der Westen. Aber einfach war es trotzdem ebenso gewiss nicht, in Soltau das Abitur zu machen und dann in Göttingen und anderwärts Jura zu studieren. Der gewaltsame Heimatverlust hat Parplies lebenslang geprägt, aber nicht in lähmender Trauer versinken lassen. Im Gegenteil: Die Erinnerung an den Verlust, den Deutschland und die Deutschen insgesamt erlitten haben, als Gebiete abgetrennt wurden, die jahrhundertelang auch durch ihre deutsche Bevölkerung, deren Sprache und Kultur mitgeprägt wurden, wurde ihm zur Mission. Und zwar insbesondere, neben der Berufsausbildung, zur ehrenamtlichen Mission. In anderen Nachrufen mag die lange Liste all der ehrenamtlichen Bürden nachgelesen werden, die Hans-Günther Parplies sich jahrzehntelang auflud. Als ich ihn 2006 kennenlernte, war er ein Mittsiebziger und, um nur dieses Amt zu nennen, schon annähernd zwei Jahrzehnte Landesvorsitzender des Bundes der Vertriebenen in Nordrhein-Westfalen. Als er dieses Amt 2016 nach fast drei Jahrzehnten als deutlich über

80-Jähriger schließlich abgab, nein, genauer: als er es gegen das des Ehrenvorsitzenden eintauschte, hatte er mich und meine Arbeit ein Jahrzehnt lang begleitet. Und zwar stets mit Wohlwollen und Empathie, auch wenn ihm als protestantischem »Preußen« im besten Sinn des Wortes der in Bayern sozialisierte Katholik oberschlesischer Herkunft vielleicht nicht in jeder Beziehung ganz geheuer war. Aus unserem Stiftungskuratorium hat ihn erst der Tod abberufen. Bei

dessen Sitzungen war er, solange er teilnehmen konnte, aus meiner Sicht – wie Joachim Sobotta – stets eine »Bank«. Auf den konnte man setzen, wie er da Anteil nahm ohne unnötige Phrasen, aber mit wohlgewählten Worten, mit vernunftgeleiteten Abstimmungsverhalten.

Nun steht dieser noble Herr dem einen Herrn gegenüber. Da ist er, so glaube ich fest, gut aufgehoben. Ich bin ihm dankbar. ■

Wo liegt eigentlich Urnitz?

Nachruf auf Eberhard Pautsch (1929–2024)

von RÜDIGER GOLDMANN

Diese Frage werden nur wenige Zeitgenossen beantworten können. Einer jedoch, Eberhard Pautsch, wusste es immer. Und für die Nachfahren ist es in der Sterbeanzeige der Düsseldorfer Rheinischen Post deutlich benannt: in Niederschlesien. Nun endete sein Leben weit weg von seinem Geburtsort, im Alter von 95 Jahren.

Seine Jugend war von der Zeit des Nationalsozialismus geprägt. Bei dem Bauernsohn aus dem friedlichen Glatzer Bergland führte dies zur Tragödie, obwohl er selbst keine Gewalt angewendet hatte und nicht einmal Kriegsdienst leisten musste. Der übermächtige sowjetische Gegner, der 1945 ganz Schlesien und das »Marienland« um Glatz besetzte,

fragte nicht nach Schuld und Verantwortung: Man brauchte Arbeitskräfte für den Wiederaufbau und zur Wiedergutmachung der NS-Kriegsstaten. Es traf Pautsch und viele andere Deutsche aus Niederschlesien.

An die Deutschen in den Westzonen kam Stalin nicht heran.

Deren Gefangenschaft war vielfach kürzer und konnte leichter überlebt werden. Pautsch schildert seine jahrelange Gefangenenschaft in seinem Buch »Und dennoch überlebt!«. Die 20

Jahre Haft, die jetzt wieder unschuldige russische Menschen treffen, musste er dank deutscher Fürsprache nicht vollständig erdulden. Er fand

schließlich in Düsseldorf-Garath, einem damals ganz neuen Stadtteil, eine zweite

Heimat, einen Beruf und eine Familie.

Seinem eigentlichen Heimatland Schlesien blieb er treu. Mit seinem zweiten Buch

»Späte Heimkehr« (2004) verfasste er

einen autobiografischen Roman, in dem

sich der Protagonist und sein Enkel auf eine Heimreise begeben.

Die kurze Reise gibt Einblicke in eine Landschaft, die

einst deutsch war und später Polen überantwortet wurde.

Bekannte und unbekannte Schlesier, viele Orte, Kirchen und

Klöster sowie im Westen aktive schlesische Gemeinschaften, die manchem Leser zu Lebzeiten begegnet sind, werden

... wir bleiben immer unerfahren inmitten des Daseins unendlichem Graus. Allein, wir wissen in aller Not den ewigen Jugendfreund: den Tod.«¹

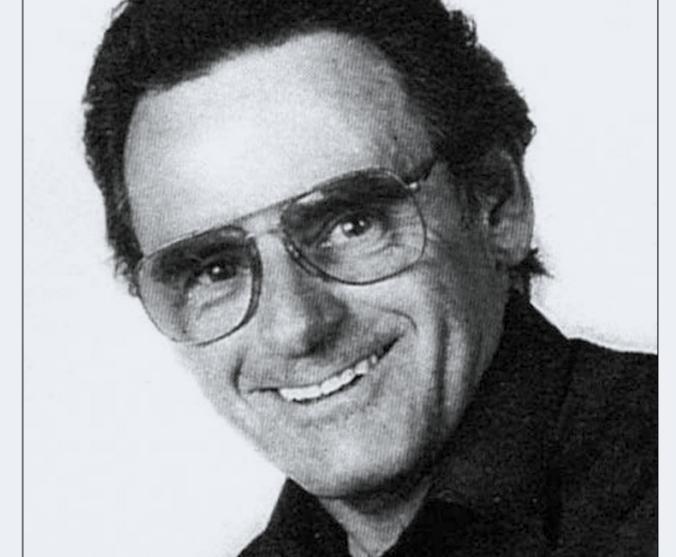
benannt. Die Vertreibung traf 180.000 Glatzer, und auch ihre Frömmigkeit konnte sie davor nicht bewahren. Hab und Gut sowie jahrhundertealte Gemeinschaften gingen verloren. Die

Heimkehr ist trotz aller Trauer versöhnlich, da auch die neuen Bewohner Zwang und Unrecht erleiden mussten.

So können der alte Schlesier und sein Enkel den Glatzer Schneeberg und das Schlesierhaus unterhalb der Schneekoppe sowie Lomnitz und Hauptmanns Wiesenstein besuchen. Eberhard Pautsch ließ seine Heimat nicht los. Er war kein Preußler, sondern ein

kritischer Beobachter und mitteilender ostdeutscher Heimatvertriebener wie Millionen seiner Landsleute. ■

¹ Hauptmann, Gerhart: Neue Gedichte, Berlin: Aufbau-Verlag, 1946, S. 18: Trost (Agnetendorf, 3. April 1945)





Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus
Deutsch-osteuropäisches Forum
Bismarckstr. 90, 40210 Düsseldorf
0211 16 99 111, sekretariat@g-h-h.de,

[@gerharthauptmannhaus](https://www.facebook.com/gerharthauptmannhaus)
[@gerharthauptmannhaus](https://www.instagram.com/gerharthauptmannhaus)

ÖFFNUNGSZEITEN

Bibliothek Mo-Mi 10.00 – 12.30 Uhr und 13.30 – 17.00 Uhr
Do 10.00 – 12.30 Uhr und 13.30 – 18.30 Uhr

Ausstellungen Mo+Mi 10.00 – 17.00 Uhr
Di+Do 10.00 – 19.00 Uhr
Fr 10.00 – 14.00 Uhr
Sa auf Anfrage, So und Feiertag geschlossen

IMPRESSUM
WOJ 31. Jg. – 2/2025 ISSN 0947-5273

HERAUSGEBER
Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus
Deutsch-osteuropäisches Forum
Bismarckstr. 90, 40210 Düsseldorf
Vorsitzender des Kuratoriums: Reinhard Grätz
Vorsitzender des Vorstandes: Edgar L. Born
Chefredakteur: Prof. Dr. Winfrid Halder
Redaktion: Ilona Gonsior
Layout: Thomas Bock, VG Bild Kunst
Herstellung: Freiraumdruck

GEFÖRDERT DURCH

Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen



Titelbild: Vasyl Stus in der Verbannung im Dorf Matrosowo, Region Magadan, 1977.



Rückseite: Eine Holzsäule mit der Nummer 9, die auf dem Grab von Vasyl Stus im Dorf Borisovo aufgestellt wurde.

Sie möchten unser Journal kündigen, Ihre Anschrift hat sich geändert oder einer Ihrer Angehörigen, der Empfänger unseres Journals, ist verstorben? Dann rufen Sie uns bitte an oder schreiben uns eine E-Mail und teilen uns die Änderungen mit. Nur so können wir sicherstellen, dass Sie unser Journal erreicht.

Vielen Dank!

Kontakt: 0211 1699111,
sekretariat@g-h-h.de

Newsletter abonnieren



Erhalten Sie unseren monatlichen Veranstaltungskalender – kostenlos und direkt in Ihr Postfach.

ABONNENTEN

Damit Sie auch weiterhin das aktuelle West-Ost-Journal zum Versandkostenpreis erhalten, bitten wir Sie, den Jahresbeitrag von 6,50 € zu überweisen. Die Kontoverbindung finden Sie unten auf der Karte.

Ich abonneiere das »West-Ost-Journal« zum Preis von 6,50 € jährlich; Kündigungsfrist: 3 Monate vor Jahresende

.....
Vorname Nachname

.....
Straße, Nummer

.....
PLZ, Wohnort

Ich überweise den Jahresbeitrag auf das Konto:
Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus
Stadtsparkasse Düsseldorf; Betreff: Abo-WOJ
IBAN: DE 30300501100036005007
BIC: DUSSDEDDXXX

Datum und Unterschrift



Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus
Deutsch-osteuropäisches Forum
Bismarckstr. 90
40210 Düsseldorf

